



Leseprobe

Alexandre Dumas
**Der Mann mit der
eisernen Maske**

Bestellen Sie mit einem Klick für 7,95 €



Seiten: 560

Erscheinungstermin: 23. März 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Alexandre Dumas d. Ä.
Der Mann mit der eisernen Maske

Alexandre Dumas d. Ä.

*Der Mann mit
der eisernen Maske*

Roman

Aus dem Französischen
von Edmund Th. Kauer,
bearbeitet von Susanne Döbert

Anaconda

Inhalt

Fontainebleau	9
Das Bad	13
Die Schmetterlingsjagd	15
Was man fängt, wenn man Schmetterlinge jagt	17
Das Ballett der Jahreszeiten	22
Die Nymphen im Park von Fontainebleau	24
Was unter der Königseiche gesprochen wurde	30
Die Unruhe des Königs	35
Das Geheimnis des Königs	39
Ereignisse einer Nacht	46
Aramis' Korrespondenz	48
Der Commis, der exakt arbeitet	55
Fontainebleau um zwei Uhr morgens	60
Das Labyrinth	64
Wie Malicorne aus dem Gasthof »Zum schönen Pfau« exmittiert worden war	69
Was sich wirklich im »Schönen Pfau« zugetragen hatte	75
Ein Jesuit des elften Jahres	83
Staatsgeheimnis	87
Mission	95
Glücklich wie ein Fürst	102
Geschichte einer Nayade und einer Dryade	112
Königliche Psychologie	124
Was weder die Najade noch die Dryade wussten	129
Der neue Jesuitengeneral	133
Das Gewitter	138
Tobie	148

Malaga	153
Der Brief des Monsieur Baisemeaux	157
Der Leser entdeckt mit Vergnügen, dass Porthos' Kräfte ungemindert sind	159
Die Ratte und der Käse	168
Was man von Planchets Haus aus sieht	174
Wie Porthos, Trüchen und Planchet als Freunde auseinandergingen	176
Die Vorstellung Porthos'	179
Erklärungen	182
Madame und de Guiche	186
Montalais und Malicorne	191
Wie de Wardes bei Hof aufgenommen wurde	195
Der Kampf	200
Das Souper des Königs	206
Wie d'Artagnan sich seines Auftrags entledigte	213
Der Arzt	219
Zwei Pfeile im Köcher	224
Malicorne verwaltet das Archiv des Königreichs Frankreich	229
Kampfansage	233
Die Flucht	240
Botschafter	244
Chaillot	251
Bei Madame	255
Louises Taschentuch	259
Eine Leiter am Fenster der Ehrendame	262
Die Fackelpromenade	269
Die Erscheinung	275
Das Porträt	278

Hampton-Court	282
Madames Kurier	288
Saint-Aignan befolgt Malicornes Rat	292
Zwei alte Freunde	294
Ein Handel, der mit dem einen nicht gelingt, kann immerhin mit dem andern abgeschlossen werden	302
Das Fell des Bären	308
Bei der Königinmutter	311
Eifersucht	321
Porthos' Methode	328
Umzug, Falltür und Porträt	332
Rivalen	338
König und Adel	344
Sturm	350
Wunden	353
Was Raoul erraten hatte	357
Drei Tischgenossen, die nicht wenig erstaunt sind, zusammen zu soupieren	361
Was im Louvre vorging, während in der Bastille gespeist wurde	363
Nebenbuhler	367
Der Gefangene	373
Ein zweites Souper in der Bastille	394
Der General	399
Der Versucher	404
Krone und Tiara	410
Nektar und Ambrosia	414
Das blaue Zimmer	418
Colbert	425
Majestätsverbrechen	432

Der Schatten des Monsieur Fouquet	438
Der Morgen	446
In der Bastille	459
Die Dankbarkeit des Königs	463
Der falsche König	469
Porthos glaubt, seinem Herzogstitel nachzulaufen	476
Drei Wochen später	482
Das Abendmahl	486
Der Wagen des Monsieur Colbert	490
Belle-Isle-en-Mer	494
Aramis erklärt	500
Wettlauf der Gedanken	505
Die Ahnen Porthos'	507
Locmaria	511
Der Tod eines Titanen	520
Die Kunde des Monsieur de Gesvres	528
König Ludwig XIV	531
Athos' Alter	536
Der Todesengel	543
Louise	545
Ludwig XIV. auf der Jagd	547
D'Artagnans Tod	556

Fontainebleau

Seit vier Tagen hatten sich die prächtigen Parks von Fontainebleau in ein Zauberschloss verwandelt.

Monsieur Colbert, der Unterintendant der königlichen Finanzen, zerriss sich. Am Morgen überschlug er die Ausgaben der Nacht. Den ganzen Tag über entwarf er Programme, Pläne, leistete Zahlungen.

Monsieur Colbert hatte vier Millionen aufgebracht, die er mit vorsorglicher Sparsamkeit ausgab.

Er erschrak über die Unkosten, die die Mythologie dem Staatsäckel auferlegte. Jeder Waldteufel und jede Dryade kostete mindestens hundert Francs täglich. Kein Kostüm kam billiger als dreihundert Francs.

Was an Pulver und Schwefel für die Feuerwerke verbraucht wurde, überstieg Nacht für Nacht hunderttausend Francs.

Und doch war die Ausstattung dieses königlichen Festes ihm prachtvoll gelungen. Colbert konnte sich vor Freude kaum fassen.

Jeden Augenblick sah er Madame oder den König zur Jagd ausreiten oder maskierte Gäste empfangen.

Madame, die Schwägerin des Königs, war die Heldin des Festes. Sie empfing Deputationen der Garamanthen, Hyperboreer, Kaukasier und Patagonier, die aus dem Erdboden zu wachsen schienen, nur um sie zu begrüßen, und jedem der Gesandten dieser exotischen Völker schenkte der König irgendeinen Edelstein oder ein Schmuckstück.

Dann verglichen die Deputierten in mehr oder minder grotesken Versen den König mit der Sonne, Madame mit Phöbe, und man sprach nicht mehr von der Gattin des Königs oder Monsieur, seinem Bruder; es war, als ob Ludwig nicht Maria Theresia von Österreich, sondern Henriette von England geheiratet hätte.

Strahlend genoss das Paar in tiefen Zügen den köstlichen und süßen Trank der Vergötterung.

Der Schönheit, Macht und Liebe.

Alle Welt war erstaunt über den Einfluss, den Madame so rasch über den König gewonnen hatte. Niemand bezweifelte mehr, dass Madame die wahre Königin war.

Wirklich, der König suchte nur mehr in ihren Augen Inspirationen, und er war trunken vor Freude, wenn Madame zu lächeln geruhte.

Die Folge dieser Machtgruppierung war, dass Monsieur nicht mehr die zweite Persönlichkeit des Reiches, sondern in der Tat nur mehr die dritte darstellte.

Jeden Abend fand er Madame erschöpft. Die Jagden zu Pferd, die Bäder in der Seine, die Gartenpartien, die Bälle, Konzerte – das alles war anstrengend genug, um nicht nur eine geschmeidige Frau, sondern sogar einen robusten Schweizer des königlichen Dienstes zu ermatten. Allerdings, wir müssen einräumen, dass Bälle, Konzerte und Spaziergänge eine Frau weniger erschöpfen als den zähesten Sohn der dreizehn Kantone.

Monsieur hatte nicht einmal die Genugtuung, dass Madame am Abend ihrer neu erworbenen königlichen Würde entsagte. Sie bewohnte mit der jungen Königin und der Königinmutter einen Pavillon.

Der Chevalier de Lorraine wich nicht von Monsieurs Seite, und sooft der Bruder des Königs eine Wunde empfing, träufelte er mit Vergnügen etwas von seiner Galle hinein.

So geschah es, dass Monsieur eines Tages gegen zwei Uhr, nachdem er sich spät erhoben und viel Zeit auf seine Toilette verwendet hatte, auf den Gedanken verfiel, seine Hofhaltung zu versammeln und mit Madame nach Moret, wo er ein hübsches Landhaus besaß, zum Souper zu fahren.

Er spazierte also zum Pavillon der Königinnen und war, als er eintrat, nicht wenig erstaunt, niemand vom Dienst des Königs vorzufinden.

Eine Tür zur Linken führte zu den Gemächern Madames, eine zur Rechten zu denen der jungen Königin.

Monsieur trat bei seiner Frau ein und erfuhr von einer Wäschebeschließerin, dass der gesamte Hof schon um elf Uhr zur Seine aufgebrochen war, um zu baden.

Schön, dachte Monsieur, der Gedanke ist nicht übel. Bei dieser dumpfen Hitze wird mir ein Bad nur angenehm sein.

Er rief nach seinen Leuten, aber niemand kam.

So ging er in die Stallungen.

Ein Stallbursche meldete ihm, dass weder Kaleschen noch Karossen zur Stelle wären.

Da befahl Monsieur, dass man zwei Pferde, eines für ihn, eines für seinen Diener satteln sollte.

Aber es waren auch keine Pferde mehr da.

Jetzt wurde Monsieur blass vor Zorn.

Er eilte in das Gebetszimmer seiner Mutter, Anna von Österreich. Durch einen halb zurückgeschlagenen Vorhang bemerkte er seine junge Schwägerin, die vor der Königinmutter kniete und in Tränen aufgelöst war.

Niemand hatte Monsieur bemerkt.

Sachte trat er näher. Seine Neugierde war erwacht. Die junge Königin weinte nicht nur, sie beklagte sich offenbar.

»Ja«, sagte sie, »der König vernachlässigt mich, er denkt nur noch an Vergnügungen, an denen ich nicht teilnehme.«

»Geduld, Geduld, mein Kind«, antwortete Anna von Österreich auf Spanisch.

Dann fügte sie, gleichfalls auf Spanisch, Ratschläge hinzu, die Monsieur nicht verstand.

Wieder antwortete die junge Königin mit Beschuldigungen, in die sich Seufzer und Tränen mischten.

Monsieur hörte aufmerksam zu und begriff zuweilen das ein oder andere Wort.

Schließlich befürchtete er, er könnte an der Tür lauschend überrascht werden, und so entschloss er sich zu husten.

Die beiden Königinnen wandten sich um.

Als die junge Königin den Prinzen eintreten sah, stand sie hastig auf und trocknete ihre Augen.

Die Königinmutter lächelte.

»Was wollen Sie, mein Sohn?«, fragte sie.

»Nichts. Ich suchte ... ich suchte Madame.«

»Sie ist zum Baden gefahren.«

»Und der König?«, fragte Monsieur in einem Ton, der die Königin erzittern ließ.

»Er auch, mit dem ganzen Hof«, antwortete Anna.

»Und Sie, Madame?«, wandte Monsieur sich an Maria Theresia.

»Ach, ich bin ja der Schrecken aller, die sich amüsieren wollen.«

»Ich auch, scheint es.«

Anna von Österreich gab ihrer Schwiegertochter einen Wink. Die junge Königin zog sich schluchzend zurück.

»Das ist ja eine traurige Haushaltung«, brummte Monsieur.
»Was halten Sie davon, meine Mutter?«

»Im Gegenteil, ich finde, dass alle Welt nur ihr Vergnügen sucht.«

»Und darum müssen Leute hier ärgerlich sein, denen solche Vergnügungen lästig sind.«

»Wie, auch Sie sind über dieses Bad erbittert?«

»Gewiss! Der König geht mit meiner Frau baden und nimmt die Königin nicht mit? Madame geht mit dem König baden und erweist mir nicht einmal die Ehre, mich davon zu verständigen? Da soll meine Schwägerin zufrieden sein? Und ich soll mich erfreut zeigen?«

»Lieber Philippe, Sie übertreiben! Sie haben Buckingham aus Eifersucht vom Hofe gejagt, Sie haben Monsieur de Guiche in die Verbannung gebracht, Sie wollen doch nicht jetzt den König aus Fontainebleau verscheuchen!«

Damit stand sie auf und ließ Monsieur allein, rasend in seinem Zorn.

Monsieur blieb einen Augenblick wie betäubt. Endlich sammelte er wieder seine Kräfte, kehrte in den Stall zurück, suchte den Stallburschen und verlangte eine Karosse oder ein Pferd. Als er die Antwort erhielt, es sei weder ein Wagen noch ein Reittier zurückgeblieben, nahm er eine Peitsche und verfolgte den unglücklichen Burschen, so sehr der auch schrie und sich entschuldigte, und trieb ihn mit Peitschenhieben durch den Hof des Gesindehauses. Als er endlich außer Atem und schweißüberströmt war, kehrte er in seine Gemächer zurück, zerschlug einige reizende Nippes, warf sich dann gestieft und gespornt in sein Bett und begann zu weinen.

Das Bad

In Valvins, unter dem dichten Laub der Silberweiden, die ihre Ruten in das Wasser tauchten, diente eine lange, flache Barke, deren Baldachin mit blauen Vorhängen geschützt war, den badenden Dianen als Zufluchtsstätte. Zwanzig Aktäons, mit Federbüschen geschmückt, warteten bereits badelustig am duftenden Ufer.

Aber selbst die scheue Diana, die sich in ihre lange Chlamys gehüllt hatte, war nicht so keusch wie Madame, die doch jung und schön war wie jene Göttin. Sie hatte sich in einen langen, dichten Schleier gehüllt, der sie selbst gegen den durchdringendsten Blick schützte.

Als Madame dann die Badetreppe heraufstieg, riefen alle diese zwanzig, zu Dichtern gewordenen Höflinge, das seien nicht Wassertropfen, sondern Perlen, die von Madames Körper in den glücklichen Fluss zurückströmten.

Der König hieß sie schweigen, denn er fürchtete die Bescheidenheit dieser Frau und die Würde der Prinzessin zu verletzen.

Jetzt gab es in der Barke ein allgemeines Schweigen. Nur an den Bewegungen der Vorhänge konnte man erraten, dass die Frauen, die Madame bedienten, auf und ab gingen.

Lächelnd hörte der König seinen Edelleuten zu; es war leicht zu erkennen, seine Aufmerksamkeit gehörte nicht ihren Reden.

Als endlich gemeldet wurde, dass Madame angekleidet war und dass die Göttin wieder erscheinen würde, sah man die Pagen mit den Handpferden herbeieilen. Die Kaleschen, die im Walde versteckt geblieben waren, näherten sich, eine Unmenge von Dienern, Trägern und Frauen, die während des Bades abseits geblieben waren, kamen herbei.

Diese ganze Menge sammelte sich am Ufer des Flusses, gar nicht die Bauern aus der Umgebung zu zählen, die aus Neugierde herbeigekommen waren. Zehn Minuten lang gab es das lustigste Durcheinander von der Welt.

Jetzt war der König ans Ufer gestiegen und hatte Madame den Arm gereicht. Freude und Gesundheit ließen ihre Augen

erstrahlen. In tiefen Zügen genoss sie, durch den Schirm gegen das Sonnenlicht geschützt, den ein Page trug, die würzige Luft.

Als Madame ihr Pferd erreicht hatte, nahm der König sie in seine Arme, während Madame, die mit ihrem Fuß den Steigbügel suchte, ihren Arm um den Hals des Königs legte.

Fast unwillkürlich streifte Ludwig diesen Arm mit seinen Lippen, als er zurücktrat. Dann dankte die Prinzessin ihrem königlichen Stallmeister mit einem freundlichen Lächeln, und einen Augenblick später war alle Welt auf den Pferden.

Der König und Madame ließen die Kaleschen, die Vorreiter und Läufer vorbei.

Zahlreiche Kavaliere, vom Zwang der Etikette befreit, folgten den Karossen, in denen die Ehrendamen Platz genommen hatten.

Der König und Madame folgten im Schritt. Hinter Seiner Majestät und der Prinzessin kamen in respektvollem Abstand die Höflinge, die stets in Blickweite des Königs bleiben wollten. An dem unterdrückten Gelächter war wohl zu erkennen, dass sie den armen abwesenden Monsieur nicht mit Scherzen verschonten. Den Vertraulichkeiten, die man einander zuflüsterte, folgte helles Gelächter. Alle Welt war fröhlich, lachte und schrie. Dieser jubelnde Jagdzug wurde im Schloss gehört, bevor man seiner ansichtig wurde.

Von den Zurufen der Menge jubelnd begrüßt, hielt der König mit Madame seinen Einzug.

Nun beeilte sich Madame, Monsieur aufzusuchen, denn sie begriff instinktiv, dass er allzu lange der Freude entbehrt hatte, sie zu sehen. Aber sie wurde nicht empfangen. Man meldete ihr, Monsieur schlafe.

Der König begegnete nicht Maria Theresia, die bereits wieder lächelte wie immer, sondern Anna von Österreich, die ihn erwartet hatte und zu sich rief.

Was die beiden besprochen haben, oder genauer gesagt, was seine Mutter König Ludwig XIV. mitteilte, ist nie bekannt geworden. Doch konnte man es erraten, als man nachher das ärgerliche Gesicht Seiner Majestät sah.

Die Schmetterlingsjagd

Als der König in seine Gemächer zurückkehrte, um einige Befehle zu erteilen und sich zu sammeln, fand er auf seinem Toiletentisch ein kleines Billett. Die Schrift war offenbar verstellt.

Er zerriss den Umschlag und las.

»Kommen Sie rasch, ich haben Ihnen tausend Dinge zu erzählen.«

Der König hatte sich noch nicht lange genug von Madame getrennt, als dass tausend Dinge vorgefallen sein konnten, die sie ihm zu sagen hatte.

Jedenfalls war dieses Billett so überstürzt geschrieben, dass der König nachdenklich wurde.

Er machte sich ein wenig mit seiner Toilette zu schaffen, dann ging er zu Madame.

Die Prinzessin, die wohl nicht den Anschein erwecken wollte, dass sie ihn erwartete, war mit ihren Damen in den Park gegangen.

Sofort verlangte der König nach seinen Edelleuten und lud sie ein, ihm gleichfalls dahin zu folgen.

Madame jagte auf dem von Heliotropen- und Ginsterbeeten umkränzten Rasen Schmetterlinge.

Sie sah den muntersten und jüngsten ihrer Hofdamen zu, wie sie den flatternden Faltern nacheilten, während sie selbst ungeduldig auf den König wartete.

Jetzt hörte sie den Sand unter den Schritten Ludwigs XIV. knirschen und wandte sich um. Der König war barhäuptig. Mit dem Knauf seines Stockes hatte er ein Pfauenauge niedergeschlagen, das Monsieur de Saint-Aignan aufhob.

»Sie sehen, Madame«, sagte der König, »auch ich beteilige mich an Ihrer Jagd.« Dann wandte er sich seinen Begleitern zu. »Meine Herren, nehmen Sie sich bitte der Damen an.«

Das bedeutete, dass er allein sein wollte.

Was jetzt folgte, bot einen recht seltsamen Anblick. Alte Höflinge hüpfen hinter den Schmetterlingen her, verloren ihre Hüte und machten Bewegungen, als ob sie tanzten.

Der König reichte Madame seinen Arm und geleitete sie zu einer moosbedeckten Bank, die das schüchterne Genie ei-

nes Gärtners als malerische Unterbrechung des allzu strengen höfischen Parks ersonnen hatte.

»Hier können wir doch gut plaudern?«, fragte er.

»Ja, Sire, und ich habe ein großes Interesse daran, nur von Ihnen gehört, aber von allen gesehen zu werden. Hat mein Billett Sie überrascht?«

»Es hat mich erschreckt! Dennoch habe ich Ihnen vielleicht noch wichtigeres zu sagen.«

»Kaum. Wissen Sie, dass Monsieur mich nicht empfangen hat?«

»Madame, ich glaube, wir haben einander dasselbe zu sagen.«

»Was ist Ihnen denn zugestoßen?«

»Sie erlauben also, dass ich beginne?«

»Ja, denn ich für meinen Teil habe bereits alles gesagt.«

»Gut, Sie müssen also wissen, dass meine Mutter mich bereits erwartete; sie hat mich in ihr Zimmer gerufen.«

»Oh«, rief Madame beunruhigt, »die Königinmutter? Das ist ernst.«

»Meine Mutter teilte mir mit, dass Monsieur wie ein Rasender zu ihr gekommen ist und tausend Klagen über Ihre ... verzeihen Sie mir ... über Ihre Koketterie vorgebracht hat. Meine Mutter hat ihn beruhigt, aber er hat behauptet, dass er immer nur beruhigt wird und dass er es nicht länger ertragen kann.«

»Hätte er nicht besser getan, sich gar nicht erst zu beunruhigen?«

»Das habe ich auch gesagt.«

»Ach, gestehen Sie selbst, Sire, die Leute sind recht böse! Ein Schwager, eine Schwägerin können nicht miteinander plaudern, können nicht an ihrer Gesellschaft Gefallen finden, ohne dass Argwohn geäußert wird. Wir tun doch nichts Böses, Sire, wir haben doch nicht einmal Lust, Böses zu tun.«

Dabei sah sie den König so herausfordernd an, dass selbst ein kaltherziger Mann in Feuer geraten musste.

»Nein, wirklich nicht«, seufzte Ludwig.

Madame blickte zu Boden.

»Monsieur ist eifersüchtig«, murmelte sie in einem Ton, dessen Reiz und Süßigkeit nicht mit Worten wiederzugeben war.

»Oh«, rief der König plötzlich, »Sie haben recht! Und das Schlimmste wissen Sie noch gar nicht! Auch die Königin ist eifersüchtig, eifersüchtig bis zur Raserei. Sie weint, beklagt sich bei meiner Mutter, führt Beschwerde dagegen, dass wir diesen Ausflug ins Bad unternommen haben. Monsieur kam dazu, hörte das Wort baños, und alles war ihm klar. Wütend mischte er sich in das Gespräch und führte so rau Klage, dass meine Mutter sich zurückziehen musste. Kurz, Sie werden es mit einem eifersüchtigen Gatten zu tun haben, ich aber soll unerbittlich und ewig das Gespenst der Eifersucht mit geschwollenen Augen, eingefallenen Wangen und düsterem Munde um mich sehen.«

»Armer König!«, murmelte Madame, deren Hand die Ludwigs berührte.

Er nahm ihre Hand, und um sie drücken zu können, ohne die neugierigen Höflinge zu alarmieren, die noch eifriger auf Sensationen als auf Schmetterlinge aus waren, nahm der König das verendete Pfauenauge auf. Die beiden beugten sich über den Schmetterling, als ob sie die tausend Stäubchen auf seinen Flügeln zählen wollten.

Weder Ludwig noch Henriette sprach. Sein Haar streifte das ihre, ihre Hände brannten aneinander.

So verstrichen fünf Minuten.

Was man fängt, wenn man Schmetterlinge jagt

»Nun?«, fragte Henriette endlich, um das Schweigen zu brechen.

»Was wollen Sie sagen?«

»Ich muss wohl zu einem Entschluss kommen, und Sire, seien Sie überzeugt, dass ich diesen Entschluss nicht gefasst habe, ohne grausam mit mir selbst zu kämpfen. Sire, ich muss nach England zurück! Ich bin übrigens sogar überzeugt, dass es der Wille Ihrer Mutter ist.«

»Genug, ich beschwöre Sie! Sie sprechen von dieser Abreise mit einer Ruhe ...«

»Ich bin nicht geboren, um glücklich zu sein, Sire. Und seit meiner Kindheit bin ich gewöhnt, meine liebsten Pläne durchkreuzt zu sehen.«

»Sagen Sie die Wahrheit? Ihre Abreise würde Ihnen einen Plan durchkreuzen, der Ihnen lieb war?«

»Vorsicht, Sire, man nähert sich uns.«

Der König blickte um sich.

»Nein, es ist nichts«, sagte er, »hören Sie, Henriette, statt der Eifersucht Monsieurs eine Abreise entgegenzusetzen, die mich auf das grausamste ...«

Henriette zuckte ungläubig die Achseln.

»Ihr Herz sagt Ihnen also nichts?«

»Mein Gott, was soll es mir denn sagen?«

»Wie beweist man jemand, dass er unrecht hatte, eifersüchtig zu sein?«

»Indem man ihm keinen Anlass dazu gibt ... nur ihn liebt.«

»Ich war auf etwas Besseres gefasst. Ich dachte, Sie würden sagen, dass man die Eifersüchtigen beruhigt, indem man ihnen die Zuneigung verheimlicht, die man dem Gegenstand ihrer Eifersucht entgegenbringt.«

»Etwas Derartiges zu verheimlichen ist schwierig, Sire.«

»Nur durch Überwindung von Schwierigkeiten gelangt man zum Glück.«

»Nun gut, Sire. Wenn es sich darum handeln würde, dass ich nicht auf eine Frau eifersüchtig sein soll, so würde ich zunächst die größte Beruhigung darin finden, dass mein Gatte sich nicht mehr mit jener Frau beschäftigt. Wenn ich aber volle Sicherheit erhalten sollte, müsste ich sehen, dass mein Gatte sich für eine andere Frau interessiert.«

»Oh, ich verstehe«, meinte Ludwig lächelnd. »Allerdings, liebe Henriette, Ihr Gedanke ist gut, aber nicht gerade vom Mitleid diktiert. Sie wollen den Geist des Eifersüchtigen kurieren, indem Sie seinem Herzen eine Wunde schlagen. Dann ist er die Furcht los, aber er hat sie gegen etwas Schlimmeres eingetauscht.«

»Gewiss, aber der Eifersüchtige ist dann wenigstens nicht mehr gegen seinen wirklichen Feind argwöhnisch, er tut der Liebe keinen Abbruch mehr. Alle seine Anstrengungen verpuffen, ohne jemand schaden zu können. Mein System, das gebe

ich wohl zu, ist für die Eifersüchtigen nicht sonderlich gesund, aber es ist ja schließlich auch zum Wohl der Verliebten ausgedacht. Wer, Sire, wenn man Sie vielleicht ausnehmen will, hat jemals Mitleid mit Eifersüchtigen gehabt? Sind sie nicht arme melancholische Dummköpfe, die ohne Anlass ebenso unglücklich sind wie mit Anlass? Geben Sie ihnen keinen Vorwand, eifersüchtig zu sein – sie werden es doch bleiben. Diese Krankheit wurzelt in der Fantasie und ist, wie alle eingebildeten Krankheiten, unheilbar.«

»Gut gesagt«, meinte der König lächelnd.

Jetzt näherte sich eine Menge junger Damen, denen einige Kavaliere folgten. Ein Schwärmer, dessen Flügel gezeichnet waren wie die Fittiche eines Nachtkauzes, war die Ursache dieser Bewegung.

Diese seltene Beute hatte sich in den Netzen von Mademoiselle de Tonnay-Charente, einer Ehrendame Madames gefangen. Triumphierend setzte sich die Königin der Falterjagd etwa zwanzig Schritt von der Bank entfernt ins Gras, auf der Ludwig und Madame Henriette saßen.

Mademoiselle de Tonnay-Charente war sehr schön; bereitwillig ließen die Herren alle anderen Frauen im Stich, nur um ihr zu ihrem Jagdglück zu gratulieren.

Der König und die Prinzessin beobachteten diese Szene wie erwachsene Zuschauer ein kindliches Spiel.

»Da drüben amüsiert man sich«, sagte der König.

»Sehr, Sire. Ich habe immer bemerkt, dass man sich amüsiert, wo Jugend und Schönheit ist.«

»Was halten Sie eigentlich von Mademoiselle de Tonnay-Charente, Henriette?«

»Sire, sie ist gewiss ein recht wirksames Heilmittel«, meinte Madame mit einem Seufzer. »Sie wird den Eifersüchtigen beruhigen, davon bin ich überzeugt, aber vielleicht wird sie jemand anders eifersüchtig machen.«

»Henriette! Sie erfüllen mein Herz mit Freude! Wirklich, Sie haben recht, Mademoiselle de Tonnay-Charente ist zu hübsch, um nur eine Liebe zu bemänteln.«

»Sire, wenn ich Ihnen einen solchen Rat geben wollte, würde ich Ihnen ja eine Waffe gegen mich in die Hand ge-

ben. Das wäre ja Narrheit oder Vermessenheit, wenn ich Ihnen empfehlen wollte, eine Frau zur Heroine einer vorge-täuschten Liebesintrige zu machen, die schöner ist als jene, die Sie wirklich zu lieben vorgeben.«

Der König nahm Madames Hand und stammelte einige Worte, die so zärtlich und zugleich so leise gesprochen waren, dass selbst der Geschichtsschreiber, der doch alles hören müsste, sie nicht verstand.

»Gut«, sagte er dann laut, »Sie werden mir selbst die Frau aussuchen, die unsere Eifersüchtigen beruhigen wird. Dieser Frau werde ich alle meine Aufmerksamkeit schenken, alle Zeit, die ich meiner Arbeit rauben kann. Ihr werde ich die Blume schenken, Henriette, die ich für Sie gepflückt habe, den Blick, den ich nicht wagen werde, Ihnen zu widmen. Aber wählen Sie gut!«

»Ich werde suchen«, sagte Madame, »aber nicht so, wie Sie es wollen, denn all der Weihrauch, den Sie auf dem Altar einer anderen Göttin verbrennen wollen, Sire, wird mich eifersüchtig machen und bekümmern. Darum werde ich, Sire, eine Frau wählen, die Sie nicht zu sehr ablenkt und mein Bild in Ihrer Seele unangetastet lässt. Sire, sehen Sie doch dort zu dem Schneeballbusch hinüber. Wie gefällt Ihnen diese Nachzüglerin, die einsam den anderen folgt?«

»Mademoiselle de La Vallière?«

»Gefällt sie Ihnen nicht, Sire?«

»Sehen Sie denn nicht, dass diese arme Kleine mager ist?«

»Bin ich etwa fett?«

»Aber sie ist ja sterbenstraurig!«

»Das wird ein hübscher Kontrast sein, denn von mir behauptet man ja, dass ich allzu heiter wäre.«

»Henriette«, rief der König missmutig, »Sie haben mir ja die fehlerhafteste von allen Ihren Ehrendamen gewählt!«

»Ja, aber immerhin, es ist eine von meinen Ehrendamen, beachten Sie das!«

»Mag sein, aber was hilft mir das?«

»Um sie zu besuchen, werden Sie unvermeidlich auch zu mir kommen müssen. Unsere Eifersüchtigen werden sich bewusst werden, dass sie zu Unrecht geglaubt haben, Sie kämen

meinethalben zu mir. Ihre Besuche galten Mademoiselle de La Vallière.«

»... die hinkt!«

»Es ist kaum zu bemerken.«

»Und die nie den Mund auftut.«

»Aber wenn sie es tut, zeigt sie reizende Zähne.«

»Sie könnte einem Anatomen als Modell dienen.«

»Wenn Ihre Gunst auf sie fällt, werden ihre Formen sich runden.«

»Henriette!«

Madame lachte.

»Abgemacht und unterzeichnet!«

»Es ist also abgemacht.«

»Aber Sie bewahren mir eine brüderliche Freundschaft, eine königliche Galanterie, nicht wahr?«

»Mehr, ein Herz, das nur auf Ihren Befehl schlägt.«

»Ihre Mutter wird mich also nicht mehr für eine Feindin halten, Maria Theresia wird nicht mehr vor Monsieur spanisch sprechen, der immer in Wut gerät, wenn man vor ihm eine fremde Sprache spricht, weil er glaubt, dass man ihn lästert, und schließlich wird man den König doch wohl nicht mehr illegitimer Zuneigungen beschuldigen, wenn wir, wie es ja wahr ist, füreinander nur eine reine, von allen Hintergedanken freie Sympathie empfinden.«

»Ja, aber man wird etwas anderes sagen. Man wird finden, dass ich keinen Geschmack habe. Immerhin, was können die Interessen meiner Eigenliebe gelten, da Ihre Ruhe auf dem Spiel steht?«

»Nicht meine Ruhe, Sire, sondern meine Ehre. Und dann, glauben Sie mir, Sie sollen nicht voreilig schlecht von der La Vallière denken. Sie hinkt, das ist wohl wahr, aber sie entbehrt nicht eines gewissen gesunden Verstandes. Dann heißt es ja auch, dass alles, was der König anrührt, sich in Gold verwandelt. Seien Sie geschickt und vorsichtig, aber auch nicht herzlos.«

Damit verabschiedete sich die Prinzessin von dem König und näherte sich der heiteren Schar.

Das Ballett der Jahreszeiten

Nach dem Imbiss, der gegen fünf Uhr eingenommen wurde, begab sich der König in sein Arbeitskabinett, in dem die Schneider bereits warteten.

Jetzt galt es endlich, dieses Frühlingskostüm für das lange vorbereitete Ballett zu probieren, dem bereits ein so großer Ruhm voraneilte und das so viel Fantasie und so viele Gedanken der Hofschneider in Anspruch genommen hatte.

Inzwischen hatte sich in ganz Fontainebleau die Nachricht verbreitet, dass das Ballett an diesem Abend stattfinden sollte. Überall, wo davon gesprochen wurde, entbrannte die Koketterie und der Ehrgeiz.

Um neun Uhr hatte der König seine Toilette beendet. Er erschien in seiner offenen, mit Blumen und Laub geschmückten Karosse.

Die Königinnen hatten auf einer Estrade am Ufer Platz genommen. Binnen fünf Stunden hatten Zimmerleute Theatertribünen aufgebaut, die Tapezierer hatten die Sitze bezogen und wie auf den Wink einer Hand, an der ein Zauberring funkelte, hatten tausend Hände sich gerührt, hatten alles fertiggebracht, während die Feuerwerker bereits die Szene illuminierten.

Da der Himmel bestirnt und wolkenlos war und kein Luftzug die Wipfel bewegte, hatte man die Tribünen ungedeckt gelassen. So erblickte man darüber das Firmament und die bläulichen Silhouetten der Hügelkette.

Als der König erschien, waren die Tribünen bereits besetzt. Die Menge köstlich mit Edelsteinen und Gold geschmückter Menschen wirkte so blendend, dass man zunächst kein einzelnes Gesicht unterscheiden konnte. Das Auge musste sich erst an den Glanz gewöhnen, bis die auffälligsten Schönheiten hervortraten.

Die Szene stellte zunächst einen Hain dar, in dem Faune umherhüpften; eine Dryade, die auftauchte, reizte die Faune, sie zu verfolgen. Andere Dryaden kamen ihr zu Hilfe, und so entstand eine Kampfszene, die sich in einem Tanz auflöste.

Jetzt sollte unvermittelt, um Ordnung und Frieden wiederherzustellen, der königliche Frühling mit seinem Gefolge seinen Einzug halten.

Die Elemente und die geringeren Chargen der Mythologie, mit ihren Attributen bewaffnet, folgten den Spuren ihres anmutigen Herrschers.

Als der König auftrat, war der Applaus stürmisch.

Er trug eine aus Blumen gewundene Tunika, die seine geschmeidige Gestalt eher leichter erscheinen ließ. Seine Beine, die zu den am edelsten geformten gehörten, deren man bei Hof ansichtig werden konnte, staken in fleischfarbenen Seidenstrümpfen, die so durchsichtig waren, dass man sie kaum wahrnahm. Entzückende Schühchen aus blasslila Seide schmiegen sich an seine zarten Füße. Die Büste stand in Harmonie zu diesem Körper. Schönes, lockiges Haar, frische Züge, strahlende blaue Augen und ein Mund, dessen Lippen Begierde erregen konnten – das war der Fürst des Jahres, der es verdiente, an diesem Abend König der Liebe genannt zu werden.

Sein Schritt hatte etwas von der Majestät und zugleich von der Leichtigkeit eines Gottes. Der König tanzte nicht, er schwebte.

Der Einzug des Königs, wir sagten es schon, hatte Aufsehen erregt. Jetzt bemerkte man den Zeremonienmeister, der sich dem König und Madame zu nähern suchte.

»Was gibt es, Saint-Aignan?«, fragte der Frühling.

»Großer Gott, Sire«, erklärte der Höfling totenblass, »Monsieur de Guiche ist hier.«

Der König runzelte die Stirn.

»Er ist hier?«

»Ja, Sire, und für das Ballett kostümiert.«

»Sie täuschen sich.«

»Sire, wenn Eure Majestät geruhen will, dort hinüberzublicken ... der Graf wartet.«

Lebhaft wandte Ludwig sich um. In der Tat, de Guiche, der vom König verbannte glühende Verehrer Madames, erwartete strahlend in seinem Vertumnuskostüm, dass der König das Wort an ihn richte.

Wer beschreibt die Verblüffung des Königs, die Wut Monsieurs, das Flüstern und erregte Tuscheln der Höflinge?

Der König hatte einen Blick mit Madame gewechselt, die ihm zu sagen schien: Da man eifersüchtig ist, teilen Sie doch

den Argwohn! Wer an zwei Rivalen denkt, achtet nicht auf den Einzelnen.

Und so lächelte der König de Guiche zu.

Nur Monsieur begriff diese Szene nicht.

Jetzt setzte das Ballett wieder ein. De Guiche strahlte, aber sein Glanz war der des Höflings, der sich gern mit der zweiten Rolle begnügt.

Madame widmete ihm nicht einen einzigen Blick.

Allmählich verwandelte seine Freude sich in Kummer und Unruhe. Jetzt war sein Tanz ohne Elan, seine Beine wurden schwer, seine Arme matt.

Nun war der König wirklich der erste Tänzer der Quadrille.

Die Nymphen im Park von Fontainebleau

Einen Augenblick genoss der König seinen Triumph, dann wandte er sich zu Madame um, um sie zu bewundern.

Junge Leute lieben vielleicht glühender, leidenschaftlicher als Menschen reiferen Alters, aber bei ihnen sind noch alle Empfindungen wach, die Eigenliebe ist bei ihnen fast immer ebenso stark wie die Liebe selbst.

Darum dachte auch Ludwig erst an Madame, nachdem er seinen eigenen Triumph ausgekostet hatte, und Madame dachte so sehr an sich, dass sie darüber fast den König vergaß.

Zwischen diese Liebe und Eigenliebe geraten, war de Guiche das Opfer. Alle Welt konnte beobachten, wie niedergeschmettert der Unglückliche war. Man hatte gesehen, wie seine Arme schlaff wurden, seine Stirn sich neigte und seine Augen ihren Glanz verloren, und man war bei diesem Mann nicht wenig beunruhigt, wenn er in einer Frage der Eleganz und des guten Geschmacks versagte.

Es gab Leute genug, die seine Lage gerade seiner Höflingsgeschicklichkeit zuschrieben, aber die anderen, und gerade sie waren die Klarsehenden, gewahrten auch seine Blässe, die Stumpfheit seines Ausdrucks, die sich nicht verbergen ließ, und sie schlossen mit Recht daraus, dass de Guiche nicht Komödie spielte.

Aber alle diese Kommentare gingen unter in dem allgemeinen Beifallsjubiläum. Die Königinnen hatten Beifall gesendet und die Zuschauer mit ihren Ovationen nicht zurückgehalten.

Als der König sich in seine Loge zurückgezogen hatte, um das Kostüm zu wechseln, näherte sich de Guiche, während Monsieur, nach seiner Gewohnheit als Frau gekleidet, tanzte, und Madame, die den nächsten Auftritt erwartete, inmitten der Menge einen einsamen Platz gefunden hatte, um im Voraus die choreografische Wirkung der Szene zu prüfen.

Sie war so von ihrer Betrachtung in Anspruch genommen, dass sie nicht sah oder wenigstens zu sehen schien, was rings um sie vorging. Zwei ihrer Ehrendamen, die als Baumnympfen kostümiert waren, sahen de Guiche näher treten und zogen sich diskret zurück.

Jetzt verneigte sich der Graf vor Ihrer Königlichen Hoheit. Aber sie schien seinen Gruß nicht zu bemerken, denn sie wandte sich nicht um.

Ein Schauer lief durch die Adern des Unglücklichen. Auf eine so vollkommene Gleichgültigkeit war er nicht gefasst gewesen, er, der nichts gesehen und nichts gehört hatte, darum also auch nichts ahnen konnte.

Als er sah, dass sein Gruß nicht beantwortet wurde, sagte er mit einer Stimme, die seine vergebliche Anstrengung, ruhig zu bleiben, wohl verriet: »Ich habe die Ehre, Madame meinen ehrfurchtsvollen Respekt zu Füßen zu legen.«

Jetzt geruhte Ihre Königliche Hoheit, sich umzuwenden.

»Ach, Monsieur de Guiche, Sie sind es! Guten Abend!«

Und sie wandte sich wieder ab.

Der Graf war seiner kaum mehr mächtig.

»Königliche Hoheit hat wunderbar getanzt«, sagte er.

»Finden Sie?«, erwiderte Madame nachlässig.

»Ja, die Rolle entsprach durchaus dem Charakter Eurer Königlichen Hoheit.«

Jetzt wandte Madame sich wieder um und sah de Guiche an.

»Wie meinen Sie das?«

»Sie stellten eine Gottheit dar, die schön ist, leichtherzig und geneigt, alles zu verachten.«

Einen Augenblick zögerte Madame, die Lippen aneinandergedepresst.

»Aber Sie sind doch auch ein vollendeter Tänzer«, sagte sie endlich.

»Ach, Madame, ich gehöre zu jenen, auf die man nicht aufmerksam wird oder die man vergisst, wenn man ihnen zufällig einen Augenblick lang Aufmerksamkeit schenkte.«

Damit verneigte er sich und ging.

Madame begnügte sich damit, leicht die Achseln zu zucken. Da ihre Ehrendamen, wie wir bereits sagten, aus Diskretion beiseitegetreten waren, rief sie sie mit einem Blick zu sich.

»Haben Sie gehört, Mesdemoiselles, was Monsieur de Guiche gesagt hat?«, fragte die Prinzessin.

»Nein, Madame.«

»Wirklich, es ist seltsam«, sagte Henriette mitleidig, »wie sehr die Verbannung diesen armen Monsieur de Guiche geistig mitgenommen hat.« Und lauter, damit der Unglückliche kein Wort verliere, fügte sie hinzu: »Zuerst hat er schlecht getanzt, und dann hat er mir armseliges Zeug gesagt.«

Damit stand sie auf und trällerte die Melodie, nach der sie in der nächsten Szene tanzen sollte.

Guiche hatte alles gehört. Auf die Gefahr hin, die ganze Festordnung zu durchkreuzen, floh er.

Eine Viertelstunde später aber kehrte er zurück. Offenbar hatte er einer furchtbaren Kraft bedurft, um der Narrheit Herr zu werden, die ihn fortgerissen hatte; vielleicht ist das Menschenherz so beschaffen, dass der Liebende nicht lange von der Geliebten fernbleiben kann, selbst wenn sie sein Herz zerfleischt.

Madame führte eben ihre Szene zu Ende. Sie bemerkte ihn wohl, achtete aber nicht auf ihn. Er kehrte ihr sogar den Rücken, als sie, von ihren Nymphen geleitet und von hundert Schmeichlern gefolgt, vorbeikam.

Am anderen Ende des Theaters, in der Nähe des Teiches, hatte eine Frau Platz genommen, um ein erleuchtetes Fenster des Tribünenbaus zu beobachten.

Dieses Fenster war das der königlichen Loge.

De Guiche näherte sich dieser Frau und grüßte.

Sie war aufgestanden, als ob sie bei Gedanken ertappt worden wäre, die sie vor sich selbst zu verheimlichen wünschte.

»Guten Abend, Herr Graf.«

»Ach, Mademoiselle de La Vallière, ich freue mich, Sie zu treffen. Nein, gehen Sie nicht, ich bitte Sie! Der Abend ist schön. Sie lieben die Einsamkeit und meiden den Lärm! Ich verstehe das. Alle Frauen von Herz empfinden so.«

»Was haben Sie nur, Herr Graf?«, fragte La Vallière fast erschrocken. »Sie scheinen mir erregt.«

»Verzeihung, ich weiß selbst nicht, was ich rede! Vergeben Sie mir! Madame hatte recht, nur zu recht, die Verbannung hat mich wirr gemacht.«

»Aber der König hat Sie doch gut aufgenommen, Herr Graf?«

»Finden Sie? Gut aufgenommen ... vielleicht ...«

»Gewiss, denn Sie kamen doch schließlich ohne seine Erlaubnis.«

»Das ist wahr, Sie haben recht, Mademoiselle. Adieu!«

Er floh wie ein Wahnsinniger in Richtung des Teiches.

Mein Gott, dachte La Vallière, er leidet, und ich beginne zu begreifen, was ihn leiden macht.

Jetzt näherten sich ihre Gefährtinnen, die Tonnay-Charente und Montalais. Sie hatten ihren Dienst beendet, ihre Nymphengewänder abgelegt und kehrten nun, von der schönen Nacht ermuntert, zu ihrer Gefährtin zurück.

»Ach«, riefen sie, »schon da? Und wir dachten, wir kämen als Erste zu unserem Stelldichein!«

»Ich bin schon seit einer Viertelstunde da.«

»Hat Sie das Ballett nicht amüsiert?«

»Nein, ich ziehe diese dunklen Wälder vor, in denen zuweilen ein Licht aufflammt, das wie ein rotes Auge vorübergleitet ... wie ein Auge, das sich bald schließt und bald öffnet.«

»Mein Gott, wie poetisch sie ist, diese La Vallière«, sagte Mademoiselle de Tonnay-Charente.

»Wirklich unerträglich!«, rief Montalais. »Sooft man sich amüsieren will, weint La Vallière. Dafür lacht sie, sooft uns das Weinen ankommt.«

»Ach«, rief Mademoiselle de Tonnay-Charente, »ich bin da ganz anders, ich bin durchaus Frau, ich freue mich, wenn man

mir schmeichelt, wer mir schmeichelt, gefällt mir, und wer mir gefällt ...«

»Nun?«, fragte Montalais. »Du sprichst ja nicht aus.«

Die Tonnay-Charente lachte auf.

»Sagen Sie, Louise, wie man es anstellen muss, um Ihnen zu gefallen.«

»Das ist meine Sache. Übrigens, wir haben uns vorgenommen, uns heute Nacht zu amüsieren, da wir unbeaufsichtigt und ohne Eskorte sind. Wir sind unser drei, wir wissen wenigstens bestimmt, dass wir einander gefallen, und das Wetter ist herrlich. Die Freiheit ist so schön! Wir wollen untergefasst zu den großen Bäumen hinübergehen. Da unten ist alle Welt beschäftigt, man sattelt die Pferde und spannt die Wagen an ...«

»Still!«, flüsterte Mademoiselle de Montalais. »Ich höre Schritte!«

»Rasch, wir wollen uns im Schilf verstecken! Bück dich, Athenais, du bist zu groß!«

Fast im selben Augenblick traten zwei Edelleute auf, die am Ufer entlangschritten.

»Hier war sie eben erst«, sagte der eine, »wenn ich sie nicht selbst gesehen hätte, hielt ich es für eine Vision, aber ich habe mit ihr gesprochen.«

»Bestimmt?«

»Ja, aber vielleicht habe ich ihr Furcht eingeflößt. Ich war noch ganz verwirrt. Sie hat gewiss kein Wort verstanden.«

»Oh, beunruhigen Sie sich nicht, mein Freund, sie ist gütig, sie wird Ihnen nicht böse sein. Sie hat Geist, sie hat gewiss verstanden.«

»Dann wird sie sprechen.«

»Sie kennen Louise nicht. Sie besitzt alle Tugenden und hat keinen einzigen Fehler.«

Die Stimmen der beiden jungen Leute verhallten in der Ferne.

»La Vallière«, flüsterte die Tonnay-Charente, »der Monsieur Vicomte de Bragelonne nennt Sie Louise, wenn er von Ihnen spricht. Wie kommt das?«

»Wir sind zusammen erzogen worden. Schon als Kinder kannten wir einander.«

»Und dann ist Monsieur de Bragelonne mit dir verlobt, alle Welt weiß das!«

»Oh, ich wusste das nicht! Ist das wahr, Mademoiselle?«

»Monsieur de Bragelonne hat mir die Ehre erwiesen«, gestand Louise errötend, »mich um meine Hand zu bitten, aber ...«

»Aber ...?«

»Aber es scheint, dass der König seine Einwilligung nicht geben will.«

»Was geht das den König an, was hat der König dazu sagen? Wer ist der König?«, rief Aure zornig. »Hat er das Recht, sich in solche Dinge zu mengen? Die Politik ist die Politik, aber die Liebe ist die Liebe! Wenn du Monsieur de Bragelonne liebst und er dich auch liebt, könnt ihr heiraten! Meine Einwilligung habt ihr.«

»Wir wollen weitergehen!«

Die drei Mädchen nahmen ihre faltigen Seidenröcke auf und eilten zur dunkelsten Stelle des Parks.

Im selben Augenblick richtete sich ein Mann, der sich im Weidengestrüpp eines Grabens verborgen hatte, lebhaft auf und eilte hastig zum Schloss.

Die drei Mädchen erreichten die Lisere des Parks, dessen Alleen sie so gut kannten.

Vom Schloss her hörte man verklingende Musik, dann sandte die Nachtigall ihren süßen, köstlichen Gesang zum nächtlichen Himmel empor.

In der Dunkelheit sah man in den Baumwipfeln die Augen der Nachtkäuze glitzern.

So war dieses Fest des Hofes zugleich auch das Fest der geheimnisvollen Gäste des Waldes. Gewiss lauschte der Hase im Heidekraut, der Fasan im Geäst, der Fuchs in seinem Bau.

Man ahnte dieses unsichtbare, nächtliche Leben nur, wenn plötzlich ein Rascheln durch das Laubwerk ging.

Dann stießen die Nymphen des Waldes wohl einen leichten Schrei aus, beruhigten sich aber sofort wieder, lachten und gingen weiter.

So kamen sie zu der Königseiche, diesem alten, ehrwürdigen Baum, der in seiner Jugend die Seufzer Heinrichs II. und

der schönen Diane de Poitiers, später die Heinrichs IV. und der schönen Gabrielle d'Estrées gehört hatte.

Unter dieser Eiche hatten die Gärtner eine Ruhebänk aus Moos errichtet, die so weich war, dass nie die müden Glieder eines Königs ein sanfteres Lager gefunden hatten.

Was unter der Königseiche gesprochen wurde

»Welches Vergnügen«, sagte Montalais, »so allein zu sein, frei und ungezwungen!«

»Ja«, meinte Mademoiselle de Tonnay-Charente, »denn so glänzend der Hof auch sein mag, jede Samtfalte birgt eine Lüge, und das Feuer der Diamanten ist falsch.«

»Ich lüge niemals«, meinte La Vallière; »wenn ich nicht die Wahrheit sagen darf, schweige ich.«

»Athenais«, sagte Montalais, »sagen Sie uns doch, was Sie über Monsieur de Montespan denken.«

»Er ist sehr schön, glaube ich.«

»Das ist in meinen Augen kein geringer Vorteil.«

»Ich möchte sogar sagen, dass er von allen Männern, die man hier ringsum zu sehen bekommt, der schönste und der ...«

»Was ist das?«, fragte La Vallière, die erschrocken zusammengezuckt war.

»Wohl irgendein Hirsch im Gehölz.«

»Ich habe nur vor Männern Angst«, meinte Athenais.

»Wenn sie nicht Monsieur Montespan ähnlich sind.«

»Genug mit diesen Scherzen! Er ist aufmerksam zu mir, aber das verpflichtet zu nichts. Ist nicht etwa Monsieur de Guiche aufmerksam zu Madame?«

»Der arme Junge!«, seufzte La Vallière.

»Warum finden Sie ihn arm? Madame ist sehr hübsch und eine große Dame.«

La Vallière schüttelte traurig den Kopf.

»Wenn man liebt, kommt es darauf nicht an. Man liebt das Herz und die Augen des Geliebten.«

Montalais begann zu lachen.

»Das Herz! Die Augen! Zuckerwerk! Wie kann man einen Mann beklagen, der eine Frau wie Madame liebt? Wenn da einer von beiden Fehler begeht, so ist es der Graf.«

»Nein, es ist Madame«, versicherte La Vallière, »sie hat nicht einmal das Bedürfnis, zu erfahren, was Liebe ist. Monsieur de Guiche liebt sie, aber sie erwidert dieses Gefühl nicht.«

Athenais lächelte verächtlich.

»Liebt man denn?«, fragte sie. »Wo sind plötzlich Ihre vornehmen Gefühle? Die Tugend einer Frau zeigt sich erst in der Abwehr jeder mutigen Liebesintrige. Eine Frau, die ein großmütiges Herz besitzt und gut veranlagt ist, mag die Männer wohl ansehen, sich lieben lassen, anbeten sogar, sie kann sogar einmal in ihrem Leben sagen: Mir scheint, wenn ich nicht wäre, was ich bin, hätte ich jenen Mann da weniger verabscourt als die anderen.«

»Das also versprechen Sie Monsieur de Montespan?«

»Ihm wie jedem anderen. Ich erkenne ihm eine gewisse Überlegenheit zu, das sollte nicht genügen? Meine Liebe, wenn man Frau ist, dann ist man von fünfzehn bis fünfunddreißig in dem Königreich, das die Natur uns zugewiesen hat, Königin. Herz können Sie sich leisten, wenn Sie nichts anderes mehr zur Verfügung haben.«

»Großartig!«, rief Montalais »Das nenne ich eine Frau, die mit den Dingen umzuspringen weiß! Sie werden es weit bringen, Athenais!«

»So, geben Sie mir denn nicht recht?«

»Ich applaudiere mit Händen und Füßen!«

»Sie scherzen doch, nicht wahr, Montalais?«, fragte Louise.

»Durchaus nicht, ich gebe ihr durchaus recht, nur möchte ich diese Theorie nicht in die Praxis umsetzen. Manchmal nehme ich mir Dinge vor, dass der König von Spanien mich darum beneiden könnte. Wenn es aber dann an die Verwirklichung geht – aus! Nichts!«

»Sie werden schwach?«, fragte Athenais verächtlich.

»Schandbar schwach.«

»Eine unglückliche Natur. Aber Sie wählen doch wenigstens?«

»Das Schicksal treibt seinen Spaß mit mir. Ich träume von Kaisern und finde ...«

»Aure! Aure! Um Himmels willen, opfern Sie doch nicht Menschen, die Ihnen aufrecht ergeben sind, der Lust, ein Scherzwort zu prägen!«

»Ach, darüber mache ich mir wenig Gedanken, die Leute, die mich lieben, sind froh genug, dass ich ihnen nicht den Laufpass gebe. Mein Pech, dass ich eine Schwäche habe. Umso schlimmer für sie, wenn ich mich an ihnen räche. Meiner Treu, das tu ich noch!«

»Sie haben ganz recht«, meinte Athenais, »und vielleicht kommen Sie auch noch ans Ziel. Man nennt das Koketterie, Mesdemoiselles. Die Männer, die ja in vielen Dingen seltsam albern sind, sind es zumal in diesem Punkt: Sie verwechseln, wenn sie von der Koketterie einer Frau sprechen, Stolz und Flatterhaftigkeit. Ich bin stolz, nicht so einfach zu nehmen, ich weise die Männer, die mich umwerben, zurück, aber ich tue es nicht, um sie an mich zu fesseln. Mich finden sie nur kokett, weil ihre Eigenliebe sie glauben lehrt, dass ich sie in Wirklichkeit doch begehre. Dank dieser Koketterie magert der Verliebte ab, der eben noch in seinem Stolz ganz aufgeblasen ist, binnen einer Minute. Schon wollte er uns günstig seinen Schutz anbieten, da muss er wieder auf die Knie sinken. Wenn wir so verfahren, haben wir statt eines eifersüchtigen, unbequemen Gatten einen Geliebten, der immer in Unruhe und immer unterwürfig ist, einzig und allein darum, weil er in uns jeden Tag eine neue Geliebte findet. Das, Mesdemoiselles, ist der Vorteil der Koketterie. Damit ist man unter den Frauen Königin.«

»Ach, wie geschickt Sie sind!«, rief Montalais. »Wie gut Sie das alles verstehen!«

»Ich verstehe gar nicht«, sagte Louise, »Sie sprechen gar nicht wie Geschöpfe, die auf dieser Erde leben.«

»Eine feine Erde, die Ihre!«, rief Montalais.

»Eine Erde«, sagte Athenais, »auf der der Mann die Frau bezaubert, mit Weihrauch betäubt und dann, wenn sie ihm preisgegeben ist, beschimpft.«

»Warum preisgegeben?«, fragte Louise.

»Erklären Sie mir doch, meine Liebe, welches Mittel Sie anwenden wollen, um nicht preisgegeben zu sein, wenn Sie sich fortreißen lassen wollen zu lieben.«

»Oh«, rief das junge Mädchen, »wenn Sie wüssten, was ein Herz ist, würde ich Ihnen das erklären, und ich würde Sie sogar überzeugen. Ein liebendes Herz ist stärker als all Ihre Koketterie und all Ihr Stolz. Niemals kann ein Mann eine Frau wirklich anbeten, wenn er nicht selbst fühlt, dass er wiedergeliebt wird. Mögen doch die Alten der Komödie sich einbilden, dass kokette Frauen sie anbeten. Der junge Mann versteht sich darauf, er irrt nicht. Wenn er sich auch um eine Kokette bemühen mag, wird er doch nie wirklich in sie verliebt sein. Die Liebe, wie ich meine, ist vollkommene Preisgabe, ein unaufhörliches Opfer ohne Vorbehalte. Sie kann nicht nur das Opfer des einen der beiden Liebenden sein. Das wäre die vollkommene Verleumdung des Prinzips von den beiden Seelen, die in eine zusammenströmen wollen. Wenn ich je lieben sollte, werde ich meinen Geliebten bitten, mich frei und rein zu lassen. Er wird mich verstehen, wenn ich ihm sage, dass mir die Weigerung selbst Schmerz bereitet, aber er wird mein Opfer begreifen, er wird mich achten, wird nicht versuchen, mich, wie Sie es nannten, zu beschimpfen, wenn ich betäubt bin. So liebe ich. Sie werden mir jetzt sagen, dass mein Geliebter mich verachten wird, aber ich glaube es nicht, er wäre denn der niedrigste aller Männer. Mein Herz sagt mir, dass ich nicht einen solchen wählen würde. Mein Blick wird ihn für sein Opfer belohnen oder ihm Tugenden aufzwingen, von denen er nie geglaubt hätte, dass er sie besaß.«

»Aber Louise!«, rief Montalais, »das meinen Sie doch nicht ernst! Raoul de Bragelonne liebt Sie! Der arme Junge wird ja zuletzt ebenso Opfer ihrer Tugend, wie er ein Opfer meiner Koketterie oder von Athenais' Stolz wäre.«

Die beiden jungen Mädchen lachten.

La Vallière schüttelte den Kopf.

»Wenn Sie auch nur ein Viertel von dem, was Sie da sagen, vor einem Mann sagen wollten«, entschied sie, »oder wenn ich nur glauben müsste, dass Sie wirklich so denken, würde ich auf der Stelle vor Scham sterben.«

»Dann werden Sie wohl sterben müssen«, meinte Mademoiselle de Tonnay-Charente. »Denn wenn auch kein Mann zur Stelle ist, so erklären wir Ihnen doch, dass wir Sie aus

tiefster Überzeugung für eine Kokette aus Instinkt halten, für eine naive Kokette, also für die gefährlichste Abart dieser Spezies, die es nur geben kann.«

Wieder lachten die beiden Mädchen.

»Nun, ich werde Bragelonne fragen, diesen großen Jungen, der tapfer ist wie Cäsar, der dich seit zwölf Jahren kennt und liebt, und doch, wenn man dir glauben darf ...«

»Nicht einmal deine Fingerspitzen geküsst hat.«

»Wie, zwölf Jahre unerbittlicher Strenge? Unmöglich!«

»Mein Gott, warum soll das unmöglich sein?«

»Nehmt an, dass ich zu lieben glaubte und gar nicht liebe. Wenn die anderen lieben, wenn das Liebe ist, was sie so nennen, dann steht es wohl so mit mir. Meine Stunde ist noch nicht gekommen.«

»Mademoiselle beklagte eben noch Monsieur de Guiche«, warf Athenais ein. »Sollte man nicht die Erklärung für die Gleichgültigkeit gegen den einen mit dem Mitleid für den anderen finden? Louise, du magst versichert sein, dass wir nicht die Bestien sind, für die du uns hältst.«

»Gewiss, sieh nur Athenais an, diese Stolze, wie sie sich selbst nennt! Sie liebt zwar Monsieur de Montespan nicht, das mag wohl sein, aber sie wäre doch verzweifelt, wenn er sie nicht liebte. Sieh mich an! Ich lache über Monsieur Malicorne, aber der gute Malicorne, über den ich lache, weiß, wann er meine Hand an seine Lippen drücken soll. Und dann, die Älteste von uns zählt noch nicht zwanzig Jahre! Welche Aussichten!«

»Ihr seid ja närrisch!«, murmelte Louise.

»Zugegeben, aber um zur Sache zu kommen, Sie lieben also den armen Bragelonne wirklich nicht?«

»Höre, Athenais«, warf Montalais ein, »ich will dir einen freundschaftlichen Rat geben, wenn Monsieur de Bragelonne wieder frei wird. Sieh ihn dir genau an, bevor du dich für Monsieur de Montespan entscheidest.«

»Ach, meine Liebe, wenn man es so nimmt, ist Monsieur de Bragelonne nicht der Einzige, den man mit Vergnügen ansehen könnte. Monsieur de Saint-Aignan war heute Abend prachtvoll, und mehr als eine, die ihn tanzen gesehen hat, wird ihn nicht so bald vergessen. Ist das etwa nicht wahr, La Vallière?«

»Warum richtest du diese Frage an mich? Ich habe ihn nicht gesehen, ich kenne ihn nicht.«

»Nicht doch, stell dich nicht wilder, als du bist! Schließlich hast du doch Augen, dächte ich. Hast du unter all den Edelleuten, die du heute Abend gesehen hast, keinem den Vorzug gegeben?«

»Ich fand sie alle hübsch.«

»Und keiner hat dir mehr gefallen als die anderen?«

»Das will ich nicht sagen.«

»Dann sprich doch offen! Sag uns, wer dein Ideal ist!«

»Ich spreche gar nicht von einem Ideal. Ihr sprecht da von Monsieur de Guiche, von Monsieur de Saint-Aignan und weiß Gott wem noch. War denn der König nicht da?«

»Der König?!«

»Habt ihr einen gesehen, der mit ihm zu vergleichen war?«

»Mein Gott, Mademoiselle, Sie haben gute Augen und Sie sind sehr weitsichtig! Sie begnügen sich nicht mit geringen Dingen. Ach, der König gehört nicht zu jenen, auf die wir unsere Augen richten dürfen.«

»Ja«, seufzte La Vallière, »nicht jedes Auge darf in die Sonne blicken, aber ich werde es tun, und müsste ich darüber blind werden.«

In diesem Augenblick ließ ein Rascheln im Laub die jungen Mädchen erschrocken auffahren.

»Ein Wolf! Ein Eber!«, rief Montalais. »Wir wollen fliehen!«

In wilder Angst flüchteten die drei jungen Mädchen durch die erste Allee, die sie fanden, und machten erst an der Lisere des Gehölzes halt.

Die Unruhe des Königs

Die drei jungen Mädchen waren noch keine zwanzig Schritte fortgelaufen, als das Rascheln im Laub, das sie so erschreckt hatte, sich verdoppelte.

Jetzt tauchte eine Gestalt auf, die Zweige wurden beiseitegeschoben, und ein Mann brach, als er den Platz vor sich leer sah, in ein schallendes Gelächter aus.

Jetzt tauchte eine zweite Gestalt auf.

»Sire«, wurde schüchtern gefragt, »hat Eure Majestät diese verliebten jungen Mädchen in die Flucht gejagt?«

»Meiner Treu, Saint-Aignan, ich habe es getan. Du kannst ungeniert herauskommen.«

»Seien Sie auf der Hut, Sire, man wird Sie erkennen.«

»Wenn ich dir doch sage, dass sie davongelaufen sind!«

»Das nenne ich eine glückliche Begegnung, Sire! Wenn ich es wagen dürfte, Eurer Majestät einen Rat zu geben, so ginge er dahin, dass wir den Flüchtlingen folgen.«

»Sie sind schon weit.«

»Nun, wir werden sie bequem einholen, zumal wenn sie wissen, wer ihre Verfolger sind. Eine ist darunter, die mich nach ihrem Geschmack fand, und eine andere hat Sie mit der Sonne verglichen.«

»Ein Grund mehr, Saint-Aignan, sich verborgen zu halten. Die Sonne zeigt sich nicht bei Nacht.«

»Wahrhaftig, Sire, Eure Majestät ist nicht neugierig! Ich würde an Ihrer Stelle nur zu gern wissen, wer diese beiden Nymphen, diese Dryaden, diese Baumgeister sind, die eine so gute Meinung von uns haben.«

»Oh, ich werde sie erkennen, ohne ihnen nachzulaufen, dafür bürgere ich dir.«

»Wie das?«

»An der Stimme! Diese Mädchen gehören dem Hof an. Die von mir sprach, hatte eine entzückende Stimme.«

»Da sieht man es, wie Eure Majestät sich von Schmeicheleien umgarnen lässt!«

»Komm, wir wollen suchen, wie ich es dir gesagt habe.«

»Und diese Leidenschaft, von der Sie mir vertraulich sprachen, Sire, wäre also schon vergessen?«

»Nein! Wie soll man Augen wie die der Mademoiselle de La Vallière so rasch wieder aus dem Sinn verlieren?«

»Oh, die andere hatte eine so reizende Stimme!«

»Nun, ich bin ja nicht gerade böse, wenn du glaubst, dass ich für süße Stimmen ebenso viel übrig habe wie für schöne Augen. Ich kenne dich, du bist ein furchtbarer Schwätzer, morgen werde ich es teuer bezahlen, dass ich dich ins Vertrau-

en gezogen habe. Alle Welt wird morgen wissen, wie ich von der kleinen La Vallière denke. Sei auf der Hut, Saint-Aignan, ich habe mein Geheimnis nur dir anvertraut, und wenn ein einziger Mensch davon spricht, weiß ich, wer der Verräter ist. Ich will die Kleine nicht kompromittieren.«

»Sire, mein Wort ...!«

Schön, dachte der König kichernd, dann weiß morgen alle Welt, dass ich heute der La Vallière nachgelaufen bin.

Der König nahm vertraulich den Arm Saint-Aignans.

»Du magst mir glauben oder nicht, aber die uneigennützigste Liebe dieser Frau, die vielleicht keine Hoffnung hatte, jemals meine Blicke auf sich zu ziehen ... dieses Geheimnis reizt mich, und wenn ich nicht die kleine La Vallière im Sinn hätte ...«

»Ach, darum braucht Eure Majestät keine Bedenken zu haben. Man behauptet ja übrigens, dass die La Vallière sehr unzugänglich sei.«

»Du willst mich wohl noch mehr reizen? Gehen wir! Gehen wir!«

Der König log. Die La Vallière reizte ihn gar nicht, aber er musste doch schließlich seine Rolle spielen.

Plötzlich blieb Ludwig stehen.

»Saint-Aignan, hörst du nichts? Da drüben ...«

»Es klingt, als ob eine Frau schluchzte.«

Der König und sein Günstling bogen in einen Seitenweg ein. Jetzt hörten sie laute Rufe.

»Zu Hilfe! Zu Hilfe!«

Die Schreie wurden lauter, während Ludwig und Saint-Aignan ihnen nacheilten. Plötzlich bemerkten sie unter den Weiden, die einen Graben umsäumten, eine Frau, die neben einer anderen, die ohnmächtig war, kniete. Eine dritte stand einige Schritte abseits und rief um Hilfe. Als sie die beiden Edelleute, die sie in der Dunkelheit nicht erkannte, sah, rief sie umso lauter.

Der König eilte seinem Begleiter voraus, überquerte den Graben und erreichte die Gruppe in demselben Augenblick, als am Ende der Allee etwa ein Dutzend Höflinge, durch die gleichen Hilferufe herbeigerufen, erschienen.

»Was gibt es denn, Mesdemoiselles?«, fragte Ludwig.

»Der König!«, murmelte Mademoiselle de Montalais und ließ in ihrem Schrecken den Kopf der kleinen La Vallière los, der auf den Rasen herabsank.

»Nun ja, der König ... aber das ist kein Grund, Ihre Gefährtin im Stich zu lassen. Wer ist es denn?«

»Es ist Mademoiselle de La Vallière, Sire. Sie ist ohnmächtig geworden ...«

»Mein Gott, die Arme! Rasch, einen Arzt!«

Der König hatte hastig gesprochen, aber Monsieur de Saint-Aignan entging doch nicht, dass Wort und Gebärde des Königs kälter waren, als die große Leidenschaft erwarten ließ, die Ludwig ihm gestanden hatte.

»Saint-Aignan«, fuhr der König fort, »wachen Sie über Mademoiselle de La Vallière, bitte, und bestellen Sie einen Arzt. Ich will Madame von dem Unglücksfall verständigen.«

Entzückt über diese Gelegenheit, unter einem plausiblen Vorwand mit Madame zu sprechen, eilte er fort.

Glücklicherweise kam gerade eine Karosse vorbei. Monsieur de Saint-Aignan ließ sie anhalten, und die Personen, die in ihr fuhren, räumten ihren Platz gern Mademoiselle de La Vallière ein.

Der König hatte Madame in einem Kreuzgehölz gefunden. Er hatte neben ihr Platz genommen, und sein Fuß hatte unter der Bank sachte den ihren gesucht.

»Hüten Sie sich, Sire«, sagte Henriette leise, »man wird Sie nicht für gleichgültig halten.«

»Ach, ich fürchtete bereits, dass wir einen Vertrag geschlossen haben, den einzuhalten über unsere Kräfte geht. Wissen Sie übrigens schon von dem Unglücksfall? Als ich Sie sah, vergaß ich fast, dass ich doch nur gekommen bin, um Ihnen davon zu erzählen. Und dabei tut mir die Seele doch so leid! Eine Ihrer Ehrendamen, die arme kleine La Vallière, ist ohnmächtig geworden.«

»Ach, die Arme!«, sagte die Prinzessin ruhig. »Wieso? Übrigens, Sire, Sie wollen die Leute glauben machen, dass Sie in dieses Mädchen verliebt wären, und Sie sitzen hier, während die Kleine dort fast stirbt.«

»Madame«, gestand der König mit einem Seufzer, »Sie spielen Ihre Rolle besser als ich. Sie denken wirklich an alles.« Er stand auf. »Wirklich, ich bin so unruhig, dass ich mich selbst davon überzeugen will, ob auch alle Maßregeln getroffen worden sind.«

Das Geheimnis des Königs

Unterwegs begegnete Ludwig dem Grafen de Saint-Aignan.

»Nun, wie geht es der Kranken?«

»Ich muss zu meiner Beschämung gestehen, dass ich es nicht weiß.«

»Wie, Sie wissen das nicht?«

Der König tat wirklich sehr empört über diese Gleichgültigkeit gegen den Gegenstand seiner Vorliebe.

»Sire, verzeihen Sie mir, aber ich war einer der drei plaudernden Grazien begegnet, und das hat mich etwas abgelenkt.«

»Ach, Sie haben sie gefunden?«, fragte Ludwig lebhaft.

»Ja, ich fand jene, die so wohlwollend von mir sprach, und da wollte ich noch die Ihrige ausfindig machen, Sire. Darüber hatte ich das Glück, Eurer Majestät selbst zu begegnen.«

»Und ist der Name Ihrer Schönheit ein Geheimnis, Saint-Aignan?«

»Es müsste wohl eines sein, Sire, aber Eure Majestät weiß wohl, dass man vor ihr keine Geheimnisse hat. Es ist Made-moiselle de Tonnay-Charente.«

»Hübsch?«

»Ja, Sire, und ich habe die Stimme sofort wiedererkannt. Ich habe sie angesprochen und sie ins Gespräch gezogen, so gut es ging, und da hat sie mir ganz ahnungslos gesagt, sie wäre eben mit zwei ihrer Freundinnen bei der großen Eiche gewesen, und ein Wolf oder ein Landstreicher hätte die Mädchen erschreckt und in die Flucht gejagt.«

»Und wie hießen die beiden Freundinnen?«

»Sire, Eure Majestät mag mich in die Bastille werfen lassen, denn ich bin ein Egoist und Dummkopf! Ich war so entzückt

von meiner Eroberung, und die glückliche Entdeckung hat mich so bezaubert, dass ich nicht weiter gefragt habe. Übrigens dachte ich, dass Eure Majestät, noch ganz in Sorge um Mademoiselle de La Vallière, längst nicht mehr daran dächte, und dann hat sich auch Mademoiselle de Tonnyay-Charente zurückgezogen, um nach Mademoiselle de La Vallière zu sehen.«

»Nun, wir wollen hoffen, dass ich eine ebenso gute Chance habe wie du, Saint-Aignan. Ich brauche nur ihre Stimme zu hören, um sie wiederzuerkennen. Führe mich jetzt zu der armen La Vallière.«

Ach, dachte der Zeremonienmeister, es ist also doch eine wirkliche Leidenschaft für diese Kleine! Das ist außerordentlich, nie hätte ich es für möglich gehalten.

Damit führte er den König in das Zimmer, in das man die Kranke geführt hatte. Mademoiselle de La Vallière saß in einem Lehnstuhl und genoss in langen Zügen die balsamische Luft der Nacht.

Die Spitzen ihres Busentuches waren zerknittert, und ihre schönen blonden Locken fielen auf die Schultern herab. Ihre Augen schwammen in Tränen, und sie schien kaum lebendiger als eine jener traumhaften Visionen, die blass und unwirklich vor den geschlossenen Augen des Schläfers vorbeigleiten.

Gerade diese perlmutterschimmernde Blässe gab Mademoiselle de La Vallière einen unbeschreiblichen Reiz. Seelisches und körperliches Leiden hatte diesem sanften Gesicht eine Harmonie edlen Schmerzes verliehen. Sie schien weder das Flüstern ihrer Gefährtinnen noch das durch die Fenster hereindringende Geräusch der lärmenden Vergnügungen zu hören. Zuweilen ging ein Zittern durch ihre schmalen zarten Hände.

Sie war so versunken in ihre Träumerei, dass der König sich ihr nähern konnte, ohne dass sie es merkte.

»Mein Gott«, murmelte er unwillkürlich erschrocken, »sie sieht wie eine Tote aus!«

»Sire, es geht ihr schon besser«, sagte Montalais leise, »Louise, nicht wahr, es geht dir schon besser?«

Mademoiselle de La Vallière antwortete nicht.

»Louise«, fuhr Montalais fort, »der König geruht, sich um deine Gesundheit besorgt zu zeigen!«

»Der König? Der König ist hier?«, fragte Louise, ohne auch nur zu wagen aufzublicken.

»Diese Stimme«, murmelte Ludwig Saint-Aignan zu, »er-
kennst du sie?«

»Allerdings, Majestät, sie ist es!«

Der König näherte sich Mademoiselle de La Vallière.

»Sie fühlen sich also nicht wohl, Mademoiselle? Eben erst, im Park, da sah ich Sie sogar ohnmächtig. Wie ist das nur gekommen?«

»Sire, ich wüsste es selbst kaum zu sagen ...«

»Vielleicht sind Sie zu viel gegangen, und die Müdigkeit ...«

»Nein, Sire«, erwiderte Montalais lebhaft, »Müdigkeit kann es nicht sein, denn wir saßen einige Zeit unter der Königseiche am Rondell und ruhten uns aus.«

Der König wechselte einen Blick mit Saint-Aignan.

»Ach, mit Mademoiselle de Tonnay?«, fragte der Graf.

»Woher wissen Sie das?«, fragte Montalais.

»Mein Gott, das ist doch sehr einfach. Mademoiselle de Tonnay-Charente hat es mir erzählt.«

»Dann hat Sie Ihnen doch auch gesagt, wieso La Vallière ohnmächtig geworden ist?«

»Ja, sie ließ etwas von einem Wolf oder einem Landstreicher fallen, ich weiß es nicht mehr genau.«

Louise lauschte schwer aufatmend und mit weit geöffneten Augen, als ob ein plötzlich erwachter Sinn sie wenigstens einen Teil der Wahrheit ahnen ließ.

»Und Sie hatten gar keinen Grund, sich zu ängstigen, Mademoiselle«, versicherte der König, »denn der Wolf, der Ihnen so große Furcht eingeflößt hat, war wenigstens nur ein zweibeiniger.«

»Oh, man hat uns belauscht?«

»Was sehen Sie daran Schlimmes, Mademoiselle? Haben Sie Dinge gesagt, die nicht gehört werden sollten?«

Mademoiselle de La Vallière verbarg ihre Stirn in ihren Händen.

»Mein Gott, wer war es denn nur?«, fragte sie.

Der König trat näher und nahm eine ihrer Hände.

»Ich selbst war es, Mademoiselle«, sagte er mit einer Verneigung. »Flöße ich Ihnen Angst ein?«

Louise schrie auf, zum zweiten Mal verließen sie ihre Kräfte, und sie sank in den Lehnstuhl zurück. Der König hatte gerade noch Zeit, sie zu stützen, und so lag sie jetzt mit einer Schulter in seinen Armen. Athenais und Montalais wagten nicht einmal, ihr zu Hilfe zu kommen, und sahen, eingeschüchtert, wie sie waren, zu, wie der König ein Knie beugte und ihre Gefährtin in seine Arme nahm.

»Sie haben also gehört, Sire«, stammelte Athenais.

Der König antwortete nicht. Seine Augen waren auf die halb geschlossenen Lider Louises gerichtet.

»Jawohl«, meinte Saint-Aignan, der hoffte, dass jetzt auch Mademoiselle de Tonnay-Charente in Ohnmacht fallen würde und bereits näher trat, um sie in seinen Armen aufzufangen, »auch nicht das kleinste Wörtchen ist uns entgangen.«

Aber die stolze Athenais war keine Frau, die so leicht in Ohnmacht fällt. Sie warf dem Zeremonienmeister einen bitterbösen Blick zu und zog sich zurück. Inzwischen war Montalais vorgetreten und hatte Louise aus den Armen des Königs in die ihren genommen.

»Weiß Gott«, murmelte Saint-Aignan, »das ist ein Abenteuer, und wenn ich es nicht als Erster erzähle, will ich zehn Jahre Unglück haben.«

Der König trat zu ihm.

»Sie werden kein Wort sagen, Graf!«

Ludwig vergaß, dass er dem Grafen vor einer Stunde denselben Befehl in der entgegengesetzten Hoffnung erteilt hatte.

In der Tat war die zweite Anweisung ebenso überflüssig wie die erste. Eine halbe Stunde später wusste ganz Fontainebleau, dass Mademoiselle de La Vallière unter der Königseiche ein Gespräch mit Montalais und Tonnay-Charente gehabt und im Verlauf dieses Gesprächs ihre Liebe zu dem König gestanden habe. Man wusste auch, dass der König sich um die Patientin sehr besorgt gezeigt und sogar gezittert hatte, als er die schöne Ohnmächtige in seinen Armen hielt. Alle Höflin-

ge waren sich darüber einig, dass jetzt eine neue Epoche einsetzte, dass Seine Majestät Mademoiselle de La Vallière liebte und dass Monsieur von nun an ruhig schlafen konnte.

Übrigens beeilte sich die Königinmutter selbst, der jungen Königin und Philippe von Orléans in diesem Sinn Bericht zu erstatten.

Allerdings brachte sie den beiden die Sache, den Umständen angemessen, ziemlich verschieden bei. Zu ihrer Schwiegertochter sagte sie: »Da sehen Sie, Therese, wie unrecht Sie hatten, den König zu verdächtigen. Schon will man von einer neuen Geliebten wissen. Warum sollte die von heute glaubhafter sein, als die von gestern, und die von gestern glaubhafter als die von heute?«

Monsieur aber sagte sie: »Sind Sie nun ad absurdum geführt in Ihrer Eifersucht, mein lieber Philippe? Alle Welt weiß, dass der König bis über die Ohren in die kleine La Vallière verliebt ist. Sprechen Sie aber nicht mit Ihrer Frau davon, denn die Königin würde es allzu bald erfahren.«

Diese letzte vertrauliche Mitteilung hatte eine unmittelbare Wirkung. Monsieur eilte triumphierend zu seiner Gattin, und da das Fest bis zum Morgen dauern sollte, bot er ihr den Arm, um sie auf die Promenade zu begleiten.

Er war erst einige Schritte gegangen, als er den ersten Akt schweren Ungehorsams gegen seine Mutter beging.

»Sagen Sie um Gottes willen nicht der Königin, was von dem König erzählt wird!«, bat er geheimnisvoll.

»Was wird denn nur erzählt?«

»Mein Bruder ist von einer ganz seltsamen Leidenschaft besessen. Er liebt die kleine La Vallière.«

Es war stockfinster, und Madame konnte ruhig lächeln.

»Ach«, sagte sie, »seit wann denn?«

»Es raucht schon seit einigen Tagen, wie es scheint, aber die Flamme ist erst heute Abend aufgeleht.«

»Der König hat einen guten Geschmack«, meinte Madame, »auch ich finde die Kleine reizend. Aber wer sagt Ihnen denn, dass dieses Mädchen die Leidenschaft des Königs erwidern wird?«

»Warum sollte sie es nicht?«

»Sie liebt den Vicomte de Bragelonne. Sie ist sogar seine Braut.«

»Sie war es also; als man zum König kam, um ihm dieses Heiratsprojekt vorzuschlagen, hat er die Erlaubnis verweigert.«

»Verweigert?«

»Ja, obwohl es der Graf de La Fère selbst war, den der König sonst hochschätzt.«

»Nun, die armen Liebenden werden warten, bis der König geruht, seine Ansicht zu ändern. Sie sind jung, sie können warten.«

»Ich sehe wohl, meine Freundin«, sagte Philippe lächelnd, »dass Sie das Schönste von der ganzen Geschichte noch nicht wissen. Man hat Ihnen noch nicht erzählt, was den König so tief bewegt hat. Es ist ein Abenteuer, wie man es sich romantischer nicht wünschen kann.«

»Sie wissen, dass ich solche Abenteuer liebe, aber Sie lassen mich warten«, sagte die Prinzessin ungeduldig.

»Hören Sie also! Unter der Königseiche ... Sie wissen doch, wo die Königseiche ist?«

»Nein, aber das tut auch nichts zur Sache. Was geschah unter der Königseiche?«

»Nun, Mademoiselle de La Vallière, die sich mit zwei Freundinnen allein glaubte, gestand ihnen vertraulich ihre Leidenschaft für den König.«

»Ach! Und wann geschah das?«

»Vor einer Stunde etwa.«

Madame zitterte.

»Und der König weiß davon?«

»Ja, das ist ja das Abenteuerliche an dieser Geschichte. Der König stand mit Saint-Aignan hinter der Königseiche und hat diese ganze interessante Unterhaltung mit angehört.«

Madame fühlte, dass der Schlag getroffen hatte.

»Aber ich habe den König seither gesehen«, sagte sie, »und er hat kein Wort davon erwähnt.«

»Das glaube ich!«, rief Monsieur, naiv wie nur ein Ehemann, der triumphiert, »er wird sich hüten, es Ihnen zu erzählen, da er doch aller Welt befiehlt, Ihnen kein Wörtchen davon zu sagen!«

»Aber warum sollte er gerade vor mir ein solches Geheimnis haben?«

»Weil er fürchtet, Sie könnten aus übertriebener Freundschaft der jungen Königin etwas sagen. Da haben Sie es!«

Madame senkte die Stirn. Sie war tödlich verletzt.

Sie konnte nicht früher Ruhe finden, sie musste mit dem König sprechen. Und da ein König von jeher der Letzte in seinem Reich ist, der erfährt, was von ihm gesprochen wird, kam er ihr arglos und liebenswürdig entgegen.

Madame wartete, bis er von Mademoiselle de La Vallière zu sprechen begänne. Aber er brachte die Rede nicht auf sie.

»Und die Kleine?«, fragte sie endlich.

»Welche Kleine?«

»Die La Vallière! Haben Sie nicht gesagt, Sire, dass sie ohnmächtig geworden ist?«

»Ja, sie fühlt sich noch immer recht schlecht«, sagte der König mit betonter Gleichgültigkeit.

Madame wartete noch immer. Sie wollte wissen, ob der König das Abenteuer an der Königseiche erwähnen würde, aber er sagte nichts davon. Sie selbst wollte auch nicht damit beginnen, und so verabschiedete sich der König von ihr, ohne sie auch nur im Geringsten ins Vertrauen gezogen zu haben.

Daraufhin eilte sie zu Saint-Aignan. Der war leicht zu finden, denn er lief wie ein Eskorteschiff immer im Kielwasser des größeren Kreuzers.

Saint-Aignan war gerade der Mann, den Madame in ihrer Gemütsverfassung brauchte. Er suchte nur ein Ohr, um seine Geschichte in allen Details vorzubringen. Erbarmungslos malte er alles aus.

»Wirklich«, sagte Madame, »eine lustige Fabel!«

»Fabel? Eine Geschichte, ein Tatsachenbericht sogar!«

»So oder so, man hat es Ihnen doch nur erzählt! Sie waren doch nicht dabei?«

»Auf Ehre, Madame, ich war dabei!«

»Und Sie glauben, dass das Geständnis der Kleinen auf den König Eindruck gemacht hat?«

»Nicht weniger als das von Mademoiselle de Tonnay-Charente auf mich. Bedenken Sie nur, Madame, die La Val-

lière hat den König mit der Sonne verglichen! Das heißt schmeicheln!»

»Aber so billig lässt sich der König doch nicht fangen!«

»Madame, der König ist, unbeschadet seiner Sonnenähnlichkeit, immerhin ein Mensch, und das habe ich nur zu deutlich gesehen, als die La Vallière in seine Arme sank. Es war ein Bild ... zum Malen! Stellen Sie sich nur vor, die La Vallière lässt den Kopf zurücksinken und ...«

»Weiter!«

»Nun, der König wäre auch bald ohnmächtig geworden.«
Madame lächelte krampfhaft.

»Sie haben eine bezaubernde Erzählergabe, Monsieur de Saint-Aignan«, sagte sie.

Ereignisse einer Nacht

Monsieur hatte die Prinzessin in übelster Laune zurückgelassen, und da er reichlich müde war, ging er zu Bett und überließ es den anderen, sich nach Geschmack die Nacht um die Ohren zu schlagen.

Immerhin verwandte er in seiner Siegerstimmung heute doppelte Sorgfalt auf seine Nachttoilette. Er summt vergnügt vor sich hin, während seine Diener sich um ihn bemühten. Dann ließ er noch einmal die Schneider rufen, wollte die Anzüge für den nächsten Tag mustern und verteilte, als er alles aufs Beste geordnet fand, einige Gratifikationen.

Den Chevalier de Lorraine, der ihm nachgekommen war, überhäufte er mit Freundschaftsbeweisen.

Der Kavalier schwieg einige Zeit, als ob er gleich einem guten Artilleristen das Ziel für den Angriff visieren wollte, dann sagte er: »Komisch!«

»Was denn?«

»Scheinbar wenigstens hat Seine Majestät den Grafen de Guiche ja recht übel aufgenommen.«

»Wieso scheinbar?«

»Nun, er ist nicht in sein Exil zurückgeschickt, sondern beim Ballett beschäftigt worden.«

»Hätte der König das nicht tun sollen, Chevalier? Der König darf seinen Mut nicht an einem Mann kühlen, der eher verrückt als bössartig ist. Guiche ist ein kluger und tapferer Bursche, aber er hat sich gegen Madame Dinge herausgenommen ... ich trage es ihm weiter nicht nach, aber ich bin ihm auch nicht sonderlich gewogen.«

Der Chevalier begriff, dass er diesen kurzzeitigen Gatten etwas erleuchten musste.

Immerhin, das war ein Spiel, bei dem er sich selbst verbrennen konnte.

Ich werde auf de Wardes warten, beschloss er, der gewiss noch eifersüchtiger auf die Gunst Monsieurs ist als ich. Schließlich ist es ja schlimm, dass de Guiche zurückgekommen ist, obwohl man ihn fortgejagt hat, aber die Sache verliert ihre Bedeutung, wenn man bedenkt, dass Guiche gerade den Augenblick erwischt hat, in dem Madame nicht mehr an ihn denkt. Es ist sonnenklar, sie hat nur mehr den König im Sinn. Ich werde mich hüten, diese Geschichte anzutasten, und dann scheint es ja, dass sie sich nicht allzu viel mit dem König beschäftigen kann, wenn er sich von ihr abwendet. Besser, wir warten ab, bis eine neue Laune uns eine neue Angriffsfläche bietet.

Resigniert nahm er in dem Lehnstuhl Platz, in den er sich setzen durfte, wenn Monsieur zugegen war, und da er keine Bosheiten mehr vorzubringen hatte, war sein Witz erschöpft.

Monsieur entließ endlich seine Kammerdiener und begab sich in das Schlafzimmer. Dann bat er den Chevalier, Madame zu bestellen, dass er wegen der Nachtkühle um seine Zähne fürchte und darum nicht mehr in den Park kommen würde.

Der Chevalier de Lorraine trat bei der Prinzessin ein, als diese gerade in ihre Gemächer zurückkehrte. Als getreuer Bote entledigte er sich seines Auftrags und stellte zunächst fest, dass Madame die Nachricht ihres Gatten vollkommen gleichgültig aufnahm.

Offensichtlich war sie verwirrt.

Wenn Madame mit diesem Gesichtsausdruck noch einmal weggegangen wäre, hätte er ihre Spur verfolgt, aber da sie kei-

ne Vorbereitungen traf, gab es nichts zu tun. Darum verabschiedete er sich.

Als der Chevalier aber die Treppe hinaufstieg, die zum Rückeingang führte, sah er unter der Arkade, die vom kleinen in den großen Hof führte, zwei Frauen. Die eine, die etwas vorausging, trug einen eigenartigen Mantel, und ihre elegante Figur, die geheimnisvolle und zugleich vornehme Art, mit der sie sich bewegte, machte Eindruck auf den Chevalier. Er blieb stehen. Sein Spürhundinstinkt erwachte, und er wollte den beiden bereits folgen, als ihn einer seiner Lakaien einholte.

»Mein Herr«, meldete der Diener, »der Kurier ist eingetroffen.«

»Schön, das kommt morgen auch noch zurecht.«

»Er hat wichtige Briefe, einen aus England und einen aus Calais. Der letztere kommt mit Stafettenpost und scheint sehr dringend zu sein.«

»Aus Calais? Wer zum Teufel schreibt mir aus Calais?«

»Ich glaube, die Schrift des Herrn Grafen de Wardes erkannt zu haben.«

Der Chevalier gab seine Spur auf, und während die beiden unbekanntenen Damen im Dunkel des Hofes verschwanden, eilte er in sein Zimmer.

Aramis' Korrespondenz

Der Chevalier de Lorraine hatte sich in das Zimmer zurückgezogen, das ihm auf Schloss Fontainebleau zur Verfügung gestellt worden war, und las mit nicht geringer Überraschung das Schreiben des Monsieur de Wardes. Denn alles, was Monsieur de Wardes da sagte, war inzwischen von den Ereignissen längst überholt. Der Gute war bei der Beziehung Buckingham zu Madame stehen geblieben, er hatte die Fortsetzung dieses Liebesromans nicht mit angesehen.

Der Chevalier warf den Brief auf einen Tisch.

»Unglaublich«, brummte er, »und dabei ist dieser arme de Wardes ein Bursch von Verstand. Aber dieses Provinzleben

macht die Leute rasch simpel. Hol der Teufel diesen Töpel, der mir wichtige Sachen schreiben sollte und mich mit solchen Albernheiten aufhält!«

Er blickte auf die Uhr.

»Statt diesen blöden Brief da zu lesen, der gar nichts besagt, hätte ich da unten im Gehölz eine nette Intrige anspinnen, eine Frau kompromittieren, irgendeinen Degenstich platzieren und Monsieur drei Tage damit unterhalten können. Jetzt ist es natürlich zu spät. Ein Uhr morgens! Gewiss ist alle Welt bereits in den Salon des Königs zurückgekehrt. Die Fährte ist verloren, und wenn nicht der Zufall ...«

Als ob der Chevalier seinen guten Stern zu Hilfe rufen wollte, trat er ans Fenster und blickte in den Park hinab. Wirklich musste es ein böser Geist sein, der ihm immer zu Gebote stand, denn er bemerkte eine Frau in einem dunklen Seidenmantel, die, von einem Mann geleitet, in das Schloss zurückkehrte. Sofort erkannte er dieselbe Haltung, die ihn vor etwa einer halben Stunde so seltsam interessiert hatte.

»Holla, da hätten wir unser Geheimnis ja wieder!«

Hastig eilte er die Treppe hinunter, und im Torweg stieß er fast auf Madame; nur war Madame unglücklicherweise allein.

Der Chevalier begriff, dass der Edelmann, mit dem er sie eben noch gesehen hatte, nicht weit sein konnte. Er grüßte nur flüchtig und trat zur Seite, um Madame passieren zu lassen. Er beobachtete, dass sie rasch ging, wie Frauen es zu tun pflegen, wenn sie nicht erkannt werden wollen; überdies schien sie so von ihren Sorgen in Anspruch genommen, dass sie sich über den Chevalier wohl kaum Gedanken machte.

Er eilte in den Park hinaus und hielt Umschau.

In der Tat kam er noch zurecht. Der Edelmann, der Madame begleitet hatte, war noch in Sichtweite. Er näherte sich allerdings rasch dem Flügelbau des Schlosses, in dem er im nächsten Augenblick verschwinden musste.

Es galt, keine Sekunde zu verlieren. Der Chevalier begann zu laufen, aber es nützte ihm nichts, noch vor ihm war der Unbekannte die Freitreppe hinaufgestiegen.

Der Chevalier hatte wohl bemerkt, dass der Gegenstand seiner Neugierde ihm nicht entkommen war. Wenn dieser

Edelmann durch eine Tür verschwunden war, konnte er ihn noch einholen.

In dem Augenblick, in dem er um die Ecke des Hauses bog, stieß er auf zwei Männer, die ihm entgegenkamen. Er erkannte den Oberintendanten. Ein Mensch, den der Chevalier zum ersten Mal sah, begleitete Fouquet.

Dieser Mann war Seine Gnaden, der Bischof von Vannes.

Der Chevalier trat einen Schritt zurück. Monsieur Fouquet wurde nicht gerade von allen Leuten geliebt, aber er genoss die Achtung aller Welt. Da der König, obwohl sein Oberintendant durchaus nicht sein Freund war, Fouquet mit Aufmerksamkeit behandelte, tat der Chevalier das Gleiche, und Fouquet erwiderte den Gruß höflich.

So kurz diese Szene auch gedauert hatte, musste der Chevalier doch mit Unbehagen sehen, wie sein Unbekannter inzwischen entkam.

Er ergab sich in sein Ungemach.

»Mein Herr«, sagte er zu Fouquet, »Sie kommen spät. Man hat hier viel darüber gesprochen, dass Sie nicht zu dem Fest gekommen sind, und zumal Monsieur wundert sich darüber, denn der König hatte Sie doch eingeladen.«

»Es war mir nicht möglich, mein Herr, aber sobald ich mich freimachen konnte, bin ich gekommen.«

»Paris ist ruhig?«

»Vollkommen. Die Stadt hat ihre neue Steuerbelastung geduldig auf sich genommen.«

»Ach, ich verstehe, dass Sie sich erst davon überzeugen wollten, bevor Sie hierher kamen, um an unseren Festen teilzunehmen.«

»Können Sie mir sagen, ob der König im Schloss ist oder nicht und ob es möglich sein wird, ihn noch heute Abend zu sehen?«

»Wir haben den König seit einer halben Stunde nicht mehr gesehen.«

»Vielleicht ist er bei Madame?«

»Das glaube ich nicht, denn ich bin Madame eben erst auf der kleinen Treppe begegnet, und wenn der Edelmann, den Sie vor einigen Sekunden hier getroffen haben, nicht der König selbst war ...«

Mochte Fouquet de Guiche nun erkannt haben oder nicht, er begnügte sich zu antworten: »Nein, mein Herr, er war es nicht.«

Ärgerlich wollte sich der Chevalier zurückziehen, als sein Blick auf eine Gruppe fiel, in deren Mitte er Monsieur Colbert, Fouquets Konkurrenten, erkannte.

»Ach«, sagte er, »dort drüben sehe ich jemand, der Ihnen besser Auskunft geben kann als ich.«

»Wer ist das?«

Fouquet war zu kurzfristig, um einen der Schatten zu erkennen.

»Es ist Monsieur Colbert. Er erteilt wohl gerade den Feuerwerkern die Aufträge für die nächsten Illuminationen.«

»Ich danke, mein Herr.«

Fouquet nickte mit dem Kopf, um anzudeuten, dass er alles wusste, was er zu wissen begehrte. Der Chevalier seinerseits machte eine tiefe Verneigung, obwohl er nichts herausgebracht hatte.

Kaum hatte Monsieur de Lorraine sich entfernt, als Fouquet die Stirn runzelte. Aramis beobachtete ihn mit einem Blick voll wachen Mitleids.

»Der bloße Name dieses Mannes genügt also«, sagte er, »um Sie zu verstimmen? Ein schäbiges Gespenst ist das! Wirklich, Sie hätten keinen Anlass, es so sehr zu scheuen. Glauben Sie denn nicht an Ihr Glück?«

»Nein. Ich glaube nicht daran, denn ich bin in diesem Augenblick allzu glücklich. Ich bin zu hoch hinaufgestiegen, jetzt kann ich nur noch fallen. Wie soll ich an ein Glück glauben, das bereits übermenschlich ist?«

Aramis lächelte.

»Wenn ich Ihr Glück nicht kennen würde«, sagte er, »würde ich vielleicht befürchten, dass Sie in Ungnade fallen. Und als Ihr wahrer Freund muss ich Sie bitten, mich nicht nur in Ihr Unglück einzuweihen, sondern mir zuweilen auch Glücksfälle mitzuteilen.«

»Euer Gnaden«, sagte Fouquet lachend, »meine Geheimnisse sind zu weltlicher Art, als dass ich sie einem Bischof anvertrauen könnte ... Still! Die giftige Bestie hat mich er-

kannt und kommt näher. Ziehen Sie sich zurück, mein lieber d'Herblay, ich will nicht, dass er Sie in meiner Gesellschaft sieht. Er würde seinen Hass auch auf Sie übertragen.«

»Wozu bedarf ich seiner Freundschaft? Sind Sie nicht da?«

»Ja, aber vielleicht werde ich es nicht immer sein«, meinte Fouquet melancholisch.

»Wenn dieser Tag jemals kommen sollte, werden wir auch Monsieur Colberts Abneigung zu ertragen wissen. Aber sagen Sie mir doch, mein lieber Monsieur Fouquet, warum gehen Sie nicht, statt sich mit diesem Herrn abzugeben, zum König oder wenigstens zu Madame? Man hat uns gesagt, dass Madame seit einigen Tagen in großer Gunst ist. Ich glaube, dass es im Sinn unserer Pläne liegt, wenn Sie den Freundinnen Seiner Majestät den Hof machen. Das ist immerhin ein Mittel, um dem wachsenden Einfluss dieses Colbert zu begegnen. Gehen Sie zu Madame und sichern Sie sich diese Verbündete.«

»Wissen Sie denn bestimmt, dass der König seine Augen auf sie gerichtet hat?«

»Wenn es anders sein sollte, müsste der Wandel erst heute Morgen eingetreten sein. Sie wissen, dass ich eine verlässliche Polizei habe.«

»Für jeden Fall habe ich eine gute Einführung – ein herrliches Paar antike Kameen.«

»Ich habe sie gesehen. Ein wahrhaft königliches Geschenk!«

Ein Lakai, der einen Kurier führte, trat näher.

»Für den Herrn Oberintendanten«, sagte der Kurier und reichte Fouquet einen Brief.

»Für den Herrn Bischof von Vannes«, flüsterte der Lakai und trat mit einem Blatt in der Hand zu Aramis.

Der Lakai, der eine Fackel trug, trat zwischen den Oberintendanten und den Bischof, damit beide zu gleicher Zeit lesen könnten.

Als Fouquet die Handschrift erkannte, zitterte er vor Freude. Nur wer liebt oder jemals geliebt hat, wird begreifen, wie unruhig er im ersten und wie glücklich er im nächsten Au-

genblick war. Lebhaft entsiegelte er das Schreiben, das nur einige Worte enthielt.

»Es ist nur eine Stunde her, seit ich Dich nicht gesehen habe, und doch ist es ein Jahrhundert, seit ich Dir gesagt habe: Ich liebe Dich!«

Madame de Bellière hatte Fouquet in der Tat vor einer Stunde verlassen, nachdem sie zwei Tage in seiner Gesellschaft verbracht hatte.

Der Oberintendant küsste das Billett und bezahlte den Kurier mit einer Handvoll Gold.

Aramis las inzwischen, viel kühler und nachdenklicher, die folgenden Zeilen:

»Ein seltsamer Schlag hat heute den König getroffen: Eine Frau liebt ihn. Er hat es durch Zufall erfahren, als er ein Gespräch jener Demoiselle mit ihren Begleiterinnen belauschte. Die Folge ist, dass der König ganz von seiner neuen Laune beherrscht ist. Die besagte Person heißt Mademoiselle de La Vallière, und ihre Schönheit ist viel zu mittelmäßig, als dass diese Laune in eine wahre Leidenschaft ausarten könnte. Lassen Sie jedenfalls Mademoiselle de La Vallière nicht aus den Augen.«

Kein Wort über Madame.

Aramis faltete gelassen das Blatt zusammen und steckte es in die Tasche.

»Monseigneur«, wandte er sich an Fouquet, »ich habe da einen Gedanken. Kennen Sie eine gewisse La Vallière? Sie müssen diesem jungen Mädchen heute Abend einen Besuch machen. Ich würde Ihnen sogar empfehlen, der Kleinen Ihre Kameen zu schenken. Sie wissen, Monseigneur, dass ich ein guter Ratgeber bin.«

»Aber das ist ja doch ...«

»Lassen Sie es meine Sache sein. Ich werde Madame de Bellière dafür bürgen, dass Sie nur aus Politik so handeln.«

»Welchen Namen nennen Sie da?«

»Ich nenne ihn nur, um Ihnen zu beweisen, dass ich, so gut über Ihre Angelegenheiten informiert, auch die der anderen kenne. Machen Sie der kleinen La Vallière den Hof.«

In diesem Moment näherte sich Colbert, von Höflingen, die sich eifrig um ihn bemühten, umschwärmt.

